Sonderveröffentlichung
des Stadtarchivs Mannheim
Nr. 17

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Mit der neuen Synagoge erhält die Jüdische Gemeinde Mannheim wieder ein Zentrum für ihr Gemeindeleben. Dieses Gemeindezentrum ist ein sichtbarer Beweis dafür, daß Menschen jüdischen Glaubens trotz unmenschlicher Verfolgung in der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland zu leben bereit sind und hier ihre Zukunft gestalten wollen. Diese Tatsache ist für mich ein sehr ermutigendes Zeichen, und ich möchte daher mit meinen herzlichen Glückwünschen zur Einweihung der Synagoge und des Gemeindezentrums die Hoffung verbinden, daß dadurch auch eine Stätte der Begegnung zwischen Menschen verschiedenen Glaubens entsteht. Gerade Mannheim war eine Stadt, in der die Juden Jahrhunderte hindurch eine hervorragende Rolle gespielt haben. Aus dem wirtschaftlichen und politischen, sozialen und kulturellen Leben der Stadt sind jüdische Persönlichkeiten nicht hinwegzudenken.

Zwischen den israelitischen Religionsgemeinschaften Badens und Württembergs und dem Staat bestehen ebenso wie mit der katholischen Kirche und den evangelischen Landeskirchen vertrauensvolle und partnerschaftliche Beziehungen. Die neue Synagoge hier in Mannheim, aber auch die anderen vorgesehenen neuen Gemeindezentren in Freiburg und Stuttgart, die teilweise mit Hilfe des Landes entstehen, sind Ausdruck der guten Zusammenarbeit zwischen den jüdischen Gemeinden und der Landesregierung. Mit der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg haben wir eine wissenschaftliche Einrichtung im Lande, die in ihrer Art einmalig ist.

Allen, die beim Entstehen der neuen Synagoge in Mannheim mitgewirkt haben, gilt mein herzlicher Dank.

Stuttgart, im Juli 1987

Lothar Späth
Ministerpräsident
des Landes Baden-Württemberg

Mehr als 25 Jahre ist es her, daß Carlo Schmid, langjähriger Bundestagsabgeordneter und Ehrenbürger unserer Stadt, in seinem Vortrag »Wir Deutschen und die Juden« aussprach:

»Was gutzumachen ist, müssen wir gutmachen, ohne dafür eine Gegenleistung zu verlangen, auch nicht eine Gegenleistung moralischer Art. Was wir tun, kann niemals Loskaufen von einer Schuld sein, und in dieser Schuld stehen wir alle, die sich in jenen Zeiten als Deutsche bekannten, ohne das Unheil zu wenden oder wenden zu können.«

Dieser Gedanke leitete die Stadtverwaltung seit dem Zusammenbruch 1945; er bestimmte die Entscheidungen und das Handeln des Gemeinderats und aller Oberbürgermeister. Es erfüllt mich im Sinne dieser Verpflichtung mit Stolz, daß der Gemeinderat den Beschluß faßte, den Neubau des Jüdischen Gemeindezentrums in F 3 maßgeblich zu fördern. Gemeinsam werden wir dieses städtebaulich, stadthistorisch und politisch so bedeutsame Gebäude einweihen können.

Mit dem Neubau in F 3 kehrt die Jüdische Gemeinde in das Herz unserer Stadt zurück. Dies ist nicht nur ein Akt notwendiger geschichtlicher Wiedergutmachung, sondern zugleich ein wichtiger zukunftsweisender Neubeginn. Von hier aus will und wird die Jüdische Gemeinde in das Leben dieser Stadt ausstrahlen und an die Wirkung anknüpfen, die von ihr ausging und mit der sie bis 1933 unsere Stadt so sehr bereichern konnte.

Das neue Gemeindezentrum wird darüber hinaus allen Konfessionen und Gruppierungen unserer Stadt als Ort der Begegnung und gegenseitigen Öffnung, des Zuhörens und Lernens dienen und so Heimstätte für den fruchtbaren Dialog zwischen den verschiedenen Richtungen werden. Diese Funktion wird eine wichtige Aufgabe des neuen Jüdischen Gemeindezentrums sein, zu deren Verwirklichung wir alle aufgerufen sind.

Die vorliegende Festschrift zeigt uns für diese unverzichtbare Zukunftsaufgabe das historische Fundament: Sie verdeutlicht, welch vielfältiges, reiches Leben in dieser Jüdischen Gemeinde herrschte, wie sie Fortschritt und Aufstieg Mannheims entscheidend mittrug, die schweren Stun-

den teilte und auf welch geschichtsträchtigem Boden das neue Jüdische Gemeindezentrum steht. Sie bringt uns auch nahe, wie diese Gemeinde, ihre Glieder und ihre Einrichtungen durch das Unrechtsregime des Nationalsozialismus vernichtet wurden. Und sie gibt einen Ausblick auf die Zeit nach 1945, in der ein neuer Anfang gewagt wurde.

Die Festschrift wird von der Jüdischen Gemeinde und dem Stadtarchiv gemeinsam herausgegeben. Ich begrüße diese Kooperation ganz ausdrücklich. Mit ihr wird auch eine gute Tradition fortgeführt. Zu Recht begann das Stadtarchiv vor 16 Jahren seine Veröffentlichungsreihe mit den beiden Bänden »Die Judenverfolgung in Mannheim 1933–1945« von Hans-Joachim Fliedner; wir hoffen, daß das lange vergriffene Werk in nächster Zeit eine Neuauflage erfährt. Bereits in zweiter Auflage liegt Karl Otto Watzingers »Geschichte der Juden in Mannheim 1650–1945« vor, die zuerst im Jahr 1984 erschien. Im Dezember desselben Jahres machte die Ausstellung »Juden in Baden« in Mannheim Station, vom Stadtarchiv ergänzt um einen Beitrag zur jüdischen Geschichte unserer Stadt. Für Herbst 1988 ist zudem ein Bildband des Stadtarchivs über das jüdische Leben in Mannheim geplant.

Mit der Dokumentation der Geschichte »ihrer« Juden erfüllt die Stadt die Pflicht, die sie – mit den Worten meines Amtsvorgängers Dr. Hans Reschke – »ihren jüdischen Mitbürgern, den vielen Toten und den wenigen Überlebenden«, aber auch »der geistigen Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft schuldig« ist. Denn die Geschichte der jüdischen Gemeinde ist Teil unserer eigenen Geschichte, und die Zukunft unserer jüdischen Mitbürger muß Teil einer gemeinsamen Zukunft sein und es nach der schmerzvollen historischen Erfahrung auch für immer bleiben.

In diesem Sinne grüße ich unsere Jüdische Gemeinde, auch alle Leser dieser Festschrift, der ich eine weite Verbreitung wünsche; ich rufe alle Bürger unserer Stadt auf zu Toleranz und Solidarität, den Grundpfeilern einer friedvollen Zukunft.

Mannheim, im Juli 1987

Gerhard Widder
Oberbürgermeister

Vor 49 Jahren brannten die Synagogen in ganz Deutschland. Die damaligen Machthaber wollten die große Tradition des deutschen Judentums durch die Flammen vernichten. In den Jahren darauf wurde, ebenfalls durch staatliche Beschlüsse der Nationalsozialisten, die Vernichtung des Judentums in Deutschland und Europa beschlossen. Sechs Millionen ermordeter Juden und die Zerstörung Europas waren das Ergebnis dieser menschenverachtenden Diktatur.

Wenn wir nach fast 50 Jahren in Mannheim ein neues Gemeindezentrum mit einer so würdigen Synagoge einweihen, darf die Einmaligkeit der Verfolgung von jüdischen Staatsbürgern nicht vergessen werden. Die Erstellung dieses neuen Zentrums war nur möglich, weil es trotz aller Verbrechen und Unmenschlichkeiten, die während der NS-Zeit begangen wurden, jüdische Menschen gab, die nach 1945 bereit waren, ein neues Deutschland mit aufzubauen. Diesen jüdischen Menschen ist es mit zu verdanken, daß die junge Bundesrepublik Deutschland den Anschluß an die Familie der freien Völker bekommen hat und ihr damit die Grundlage des wirtschaftlichen Erfolgs gegeben wurde.

Das Gemeindezentrum, das wir einweihen, ist der Beweis für den Mut und die Zuversicht, mit dem die jüdischen Menschen damals an die Arbeit gingen. Das Vertrauen, das man damals in die junge Generation setzte, hat sich gelohnt. Dieses Gemeindezentrum ist ein sichtbarer Beweis dafür.

Diese neue Synagoge soll beispielhaft sein für eine gemeinsame Zukunft, eine Zukunft, die uns Frieden und Freiheit garantiert und die alle Bürger dieser Stadt und dieses Landes stets aufruft, die Demokratie und die Menschenrechte gegen jeden Angriff zu verteidigen, damit wir einer sicheren Zukunft entgegensehen können.

Möge dieses Gemeindezentrum einer der Mittelpunkte der Stadt Mannheim, ein Ort der Begegnung und ein Ort des Gebetes sein.

Wir danken allen, die zur Verwirklichung dieses Projekts beigetragen haben. Unser besonderer Dank gilt dem Gemeinderat der Stadt Mannheim, Herrn Oberbürgermeister Widder und dem leider zu früh verstorbenen Oberbürgermeister Varnholt.

Mein Dank gilt dem Ministerpräsidenten, der Landesregierung und dem Landtag für ihre Unterstützung.

Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde Mannheim hat großartige Arbeit geleistet.

Mögen mit Hilfe des Allmächtigen unsere Wünsche für dieses Haus in Erfüllung gehen.

Karlsruhe, im Juli 1987

Werner Nachmann
Präsident
des Oberrats der Israeliten
Badens

Für mich als Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Mannheim ist die Vollendung und Einweihung des neuen Gemeindezentrums mit Synagoge ein großer Tag.

Die Generation meiner Eltern hat den Mut gehabt, diese Gemeinde aufzubauen. Als ein Mitglied der jüngeren Generation ist es mir eine große Ehre, dieses Haus einweihen zu dürfen. Damit ist die Aufbauphase der Jüdischen Gemeinde Mannheim in ihr entscheidendes Stadium getreten.

Die Jüdische Gemeinde Mannheim hat eine lange und erfolgreiche Tradition, und der Wiederaufbau dieser Gemeinde war verständlicherweise mit vielen Emotionen beladen. Trotzdem ist es selbst für mich bewundernswert, wie es uns gemeinsam gelungen ist, in dieser Stadt wieder die Selbstverständlichkeit jüdischen Lebens zu erreichen. Man muß all den Menschen Achtung entgegenbringen, die, obwohl sie während der NS-Zeit Furchtbares erleben mußten, die Hoffnung auf eine Wiedergeburt jüdischen Lebens hier nicht aufgegeben haben.

Dieses Gemeindezentrum gibt uns nun die Möglichkeit, unseren Verpflichtungen gegenüber den Mitgliedern nachzukommen.

Die Synagoge bietet einen würdigen Rahmen und bestätigt in ihrer Bauweise, daß sie das Zentrum des jüdischen Lebens ist. Die Räume des Gemeindezentrums sind für die Erziehung unserer Kinder und für das Gemeindeleben von ganz besonderer Bedeutung.

Wir möchten, daß unsere Jugend tief verwurzelt im Judentum erzogen wird und daß sie durch das Wissen ihrer Religion, aber auch der Geschichte mit ihrer Umgebung gemeinsam für Gerechtigkeit und Menschenwürde eintritt.

Wir hoffen, daß dieses Haus viele freudige Ereignisse auch auf familiärem Gebiet erleben kann, und es ist mein Wunsch, daß dieses Gemeindezentrum Mittelpunkt von Begegnungen wird, die das Verständnis füreinander stärken, und uns gemeinsam mit allen Bürgern dieser Stadt einer sicheren Zukunft entgegenbringt.

Ich darf mich ganz besonders beim Oberbürgermeister dieser Stadt, Herrn Widder, bedanken für all das, was er zum Gelingen dieses Projekts beigetragen hat; mein Dank gilt auch dem Gemeinderat. Viele Stadträte haben durch ihren persönlichen Einsatz den Erfolg ermöglicht. Ebenso danke ich der Landesregierung und den Parteien des baden-württembergischen Landtags für ihre Unterstützung. Mein besonderer Dank gilt den Vorstandskollegen und Mitgliedern unserer Gemeinde.

Es ist mir ein aufrichtiges Anliegen, dem Leiter des Stadtarchivs, seinen stets engagierten Mitarbeitern, den Autoren und dem Verleger dieser Festschrift innig zu danken.

Wir sind stolz auf das, was wir hier gemeinsam mit dem Oberrat der Israeliten Badens und mit Hilfe all derer, an die ich in diesem Moment denke, erstellen konnten.

Ich danke dem Architekten Karl Schmucker und dem Geschäftsführer der MWS Kurt Holler sowie deren Mitarbeitern für die hervorragende Arbeit, die sie geleistet haben.

Möge uns dieses Haus in Frieden und Freiheit ein Zuhause sein.

Mannheim, im Juli 1987

Georges Stern
1. Vorsitzender
der Jüdischen Gemeinde
Mannheim

Seitdem ich das letzte Mal im Mannheimer Gemeindeblatt schrieb, ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Was dann kam, bedeutete das Ende fast der gesamten europäischen Judenheit, das Ende auch der deutsch-jüdischen Geschichte, wie wir sie gekannt haben. Die Zeit, von der ich spreche, hat keinen Namen. Das ist es, was ich vor zwei Jahren bei der Eröffnung des Seminars des Leo Baeck Instituts in Berlin sagte, bevor der Bundeskanzler das Wort ergriff: »Eine namenlose Zeit. In den Worten von Martin Buber, sie steht außerhalb des Menschlichen und Geschöpflichen. Denn die Schöpfung ist ja auch Namengebung.«

Der Abgrund, der jenseits allen menschlichen Verstehens steht, folgte einer kurzen Renaissance. Sie begann nach dem Ersten Weltkrieg. Wir wuchsen in ihr auf. Getragen wurde sie von einer Minderheit, einer Minderheit aber, die Gewicht hatte. Die Namen, an die diese Renaissance gebunden ist: Hermann Cohen, Franz Rosenzweig, Martin Buber, Leo Baeck. Niemand und nichts ist an ihre Stelle getreten. Sie wurden nicht ausgelöscht, auch nicht von dem namenlosen Unglück.

Vielleicht gibt es überhaupt etwas in der Vergangenheit, das erinnert zu werden verdient. Vielleicht gibt es etwas – in diesem Bemühen, vor und während der sogenannten Emanzipation, die ja immer unvollständig blieb, etwas, das nicht nur Erinnerung bleiben sollte. Schließlich ist in dem Jahrhundert, das unserer Zeit vorangeht, nicht nur das Warenhaus entstanden, sondern auch ein neuer Typ der jüdischen Gemeinde, der dem Rest der jüdischen Welt unbekannt war. Sie war das letzte Bollwerk, das fiel. So stark war sie. Mit dem neuen Gemeindezentrum wird die Erinnerung an die Vergangenheit wieder wach; die Erinnerung an Menschen und Ereignisse, wie sie in diesem Erinnerungsbande beschrieben werden.

Was nun entstehen will, ist nicht Fortsetzung des Alten. Auch der Anspruch, eine bloße Fortsetzung zu sein, besteht nicht. Dazu war die Katastrophe zu groß. Und so vieles hat sich geändert. Die Menschen, die Bedingungen ihrer Existenz. Die Welt hat sich geändert: Es gibt neue Freunde, neue Gegner; die Türen einer neuen Welt haben sich geöffnet. In dieser so veränderten Welt gibt es einen Staat Israel.

Was wir hier vor uns sehen, ist keine Fortsetzung. Auch wenn manches in der Vergangenheit nicht nur als Erinnerungsmal, sondern auch als Wegweiser dient. Aber auch hier gibt es eine Kontinuität. Und wir staunen, daß es nach einer solchen Katastrophe überhaupt wieder Anfänge gibt, daß es danach überhaupt so etwas wie eine Wiedergeburt gibt.

An der Schwelle dieses Jahrhunderts rief Bialik uns zu: »Sagt nicht, wir sind so klein, wir sind so wenige . . . Verachtet nicht die kleinen Anfänge.« Er sagte es am Anfang der zionistischen Bewegung, als der jüdische Arbeiter mühsam seinen Weg im damaligen Palästina fand.

Aber vielleicht gilt das, was er sagte, für jede Kontinuität in der jüdischen Geschichte, für viele Schlachtfelder. Vielleicht wird hier, auch hier, das größte Wunder unserer Geschichte Ereignis, das Wunder eines neuen Anfangs.

New York, im März 1987

Max Grünewald
Präsident em. des Leo Baeck Instituts
Stadtrabbiner von Mannheim
1925-1938

Inhalt

Geschichte der jüdischen Gemeinde vom Westfälischen Frieden bis zur Weimarer Republik im Spiegel des Quadrats F 3 *Friedrich Teutsch* 17

Jüdische Einrichtungen vor 1945 *Volker Keller* 39

Jüdische Persönlichkeiten in Mannheims Geschichte *Karl Otto Watzinger* 65

Die Mannheimer jüdische Gemeinde 1933–1945 *Hans-Joachim Fliedner* 77

Zur Geschichte der Jüdischen Gemeinde Mannheim seit 1945 *Oskar Althausen / Peter Blastenbrei / Friedrich Teutsch* 87

Das neue Jüdische Gemeindezentrum in F 3 *Karl Schmucker* 107

Meine Werke im Jüdischen Gemeindezentrum Mannheim *Frank Meisler* 114

Danksagung 115

Literatur 117

Bildnachweis 119

Friedrich Teutsch

GESCHICHTE DER JÜDISCHEN GEMEINDE VOM WESTFÄLISCHEN FRIEDEN BIS ZUR WEIMARER REPUBLIK IM SPIEGEL DES QUADRATS F 3

Gedenke der Tage der Urzeit, erwäget die Jahre vergangener Geschlechter, frage deinen Vater, daß er dir künde, deine Alten, daß sie dir ansagen.
5. Mose 32, 7

Die Judenkonzessionen der kurpfälzischen Zeit

Das äußere Leben und die Entwicklung einer jüdischen Gemeinde bestimmten damals die Landesherren. Durch sogenannte Konzessionen gewährten sie den sonst weitgehend rechtlosen Juden einen eng begrenzten Freiraum. Zeitgeist und Zeitumstände, Erfahrungen aus seinem niederländischen Exil und die Mannheim zugedachte Funktion als Festung, Handels- und Gewerbestadt prägten die Judenpolitik des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz (1617–1680). Seine Judenkonzession vom 1. September 1660 ist die juristische Geburtsurkunde der hiesigen jüdischen Gemeinde. Daraus heben wir jene Zulassungsbedingungen hervor, die Besonderheiten in dieser Stadt zur Folge hatten:
1. Baupflicht für ein zweistöckiges Haus (Art. 1);
2. Genuß aller Privilegien der Stadt Mannheim (Art. 3);
3. Gewerbefreiheit (Art. 6);
4. Religionsfreiheit (Art. 8);
5. Selbstverwaltung und Autonomie der jüdischen Gemeinde (Art. 9);
6. Fehlen einer Vorschrift für ein Getto;
7. Fehlen einer Höchstzahl für jüdische Familien.

Die Konzession von Karl Ludwig wird für seine Nachfolger richtungsweisend, einzelne Punkte werden verschärft oder erweitert, neue treten hinzu. Im Jahre 1682 legt Kurfürst Karl (1651–1685) die Zahl der Familien auf 84 fest, zwei Jahre später wird zusätzlich ein Mindestvermögen von 300 Gulden gefordert.

Kurfürst Johann Wilhelm (1658–1716) setzt in den Privilegien für die Stadt Mannheim von 1698 die Höchstzahl der unter Judenschutz stehenden Familien auf 150 fest und erhöht zugleich das Mindestvermögen auf 1000 Taler. Kurfürst Karl Philipp (1661–1742) läßt 1717 maximal 200 jüdische Familien zu; Kurfürst Karl Theodor (1724–1799) verlangt schließlich in der Judenkonzession von 1744 ein Mindestvermögen von 2000 Gulden. Der Vergleich mit den Mannheimer Privilegien von 1743 und 1785 zeigt, daß zur Bürgerannahme ein christlicher Handwerker ein Vermögen von 1000 Gulden, ein christlicher Handelsmann 3000 Gulden nachzuweisen hatte.

Die Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinde wird in der Konzession Johann Wilhelms 1691 ausgebaut: Die Rabbiner erhalten die Befugnis zur Regelung aller *Civilsachen* zwischen Juden. Karl Philipp räumt den Rabbinern die Zuständigkeit für das Familien- und Erbrecht ein; in seiner Konzession von 1717 werden außerdem die Gemeindeämter genannt: ein Vorsinger, vier Schulmeister, ein *beglaubter* Testaments- und Ehevertragsschreiber (Storesschreiber), ein Schächter, ein Spitalmeister, ein Schulklepper (er weckt die Gemeindemitglieder zum Frühgottesdienst).

Unter Karl Theodor sind Versuche zu beobachten, die Juden schrittweise in die Nebengassen in der Gegend ihrer Synagoge (F 2), ihres Spitals (E 5) und ihres Friedhofs (F 7) zurückzudrängen. Entsprechende Bestimmungen enthält die Konzession von 1744. In den Stadtprivilegien von 1743 und 1785 wird dasselbe Ziel durch Einräumen eines Vorkaufsrechts für Christen in den Hauptstraßen verfolgt. 1761 wird verordnet, eine Judengasse zu bestimmen. Diesen rückschrittlichen Gedanken greift die Erläuterung von 1765 zur Konzession von 1744 auf, in der die Wohnsitze der Juden auf bestimmte Quadrate (heute F 3 – F 7, G 3 – G 6, H 3 – H 6, J 3 und J 4) beschränkt werden. Durchschlagender Erfolg blieb auch dieser Anordnung versagt, so daß es in Mannheim nie ein Getto gab.

Geschichte der ersten jüdischen Gemeinde 1660–1697

Schon die erste Judenkonzession für Mannheim besaß eine beträchtliche Fernwirkung. Dies beweisen die Herkunftsorte der Neuankömmlinge bzw. der Bittsteller um Aufnahme in den Schutz. So stammte Abraham Astroucque vermutlich aus den Niederlanden (1660), Salomon Nacquet aus Avignon (1662), Abraham Kohn aus Polen (1664), Moses Ries aus Österreich (1669), Simon Kampferer, Rotgießer, aus Prag (1681). Auch der Heiratskreis der jüdischen Familien läßt sich als international bezeichnen. Wir kennen beispielsweise Marchand Levi von Metz (1669), Abraham Baerntsen von Rotterdam (1680) und Joel von Prag (1682).

Die 1661 einsetzenden Ratsprotokolle enthalten aufschlußreiche Hinweise auf Berufe, Handelsgeschäfte und wirtschaftliche Bedeutung der Mannheimer Juden. Im Bereich der Handwerke und der Versorgung der Bevölkerung spielten die jüdischen Metzger eine marktregulierende Rolle. Sie besaßen schon 1664 eigene Verkaufsstände in der sogenannten Judenschranne. Bis mindestens in die Mitte des 19. Jh. verkauften sie das Fleisch preisgünstiger als die anderen Metzger. Wie Moses der Gerber in F 3, 18, der uns 1661 erstmals in den Quellen begegnet, traten sie oft noch als Zwischenverkäufer von Vieh in Erscheinung. Sein Übername *der Gerber* wurde der Familienname seines Geschlechts und weist uns auf eine weitere Betätigung hin. Verschiedene Streitfälle deuten auf manufakturartige und verlagsmäßige Ansätze bei Schneider- und Schuhmacherarbeiten, vermutlich auch bei der Wollweberei. Dadurch und durch die Beschäftigung überzähliger christlicher Handwerksgesellen und von Soldaten produzierten die Mannheimer Juden in diesen Gewerben kostengünstiger. So lieferten sie denn 1682 die Schuhe für die Garnison in Kaiserslautern. Auch jüdische Gastwirte gab es bereits in dieser frühen Phase.

Als Beispiel eines unternehmenden jüdischen Kaufmanns und Fernhändlers kann uns Josef Spielmann in F 3, 19 dienen. Ein Vorgang von 1681 verweist auf seine weitverzweigten Geschäftsverbindungen, die bis nach Innsbruck reichten. Handelsbeziehungen Mannheimer Juden bestanden damals schon in die Schweiz, nach Frankreich und den Niederlanden sowie nach Böhmen und Österreich. In unserem Raum spielte die Messestadt Frankfurt a. M. die wichtigste Rolle bei Geschäftsabschlüssen und bei der Abwicklung der Zahlungen. Möglicherweise durch eine Filiale stand Josef Spielmann dort in Geschäftsbeziehung mit Marie, Witwe des in den achtziger Jahren des 17. Jh. in Mannheim ansässig gewesenen Handelsherren und Seidenfabrikanten Jean Passavant (geb. 1627). Das vielfältige Warensortiment der Juden reichte von Getreide, Mehl, Wein, Spirituosen, Tabak, Häuten, Wolle, Leinwand, Tuch und Strümpfen über Eisen, Silber, Zinnwaren bis zu Heringen, Hüten, Honig und Bienenvölkern. Auch Pfandgeschäfte wurden betrieben. Daneben bestand der mühsame, beschwerliche Klein- und Hausierhandel am Ort sowie in der näheren und weiteren Umgebung Mannheims.

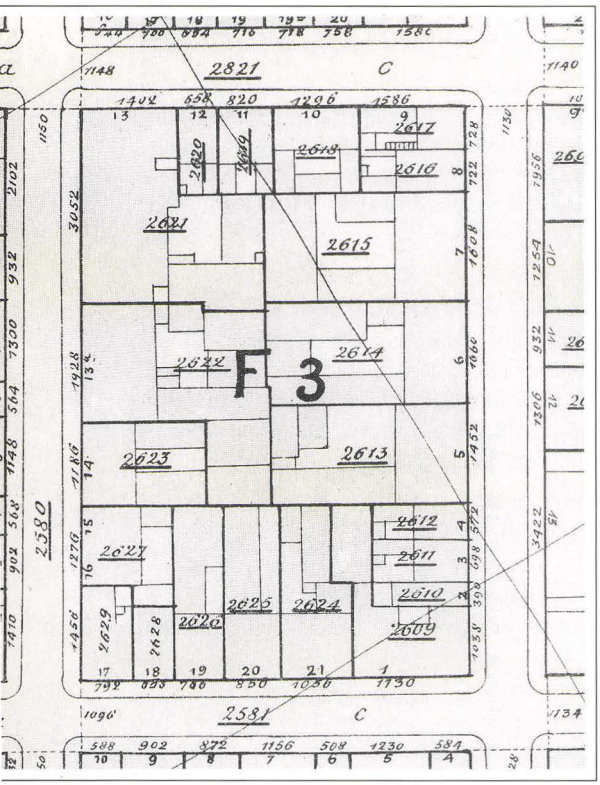
Die Erfüllung der Baupflicht bereitete manche Sorgen. In Problemsituationen sprang seit seiner Niederlassung in unserer Stadt im Jahre 1674 immer wieder der *Judendoktor* Hayum Jacob (gest. 1682), F 3,18, helfend ein. Noch kurz vor seinem Ableben veräußerte er das Haus F 3,16 an Nathan Bobenhausen für 610 Gulden, wobei zunächst nur 160 Gulden bezahlt werden mußten. Hayum Jacob versprach gleichzeitig, andernorts *konzessionsmäßig* innerhalb eines halben Jahres ein Haus zu bauen. Von der Witwe des Arztes erwarb Moses Gerber das Haus F 3,18, das dann bis Ende des 18. Jh. im Besitz seiner männlichen Nachkommen bleiben sollte. Dr. med. Hayum Jacob muß auch ein tüchtiger Arzt gewesen sein; denn er wurde an das Sterbelager des Kurfürsten Karl Ludwig gerufen. Daneben betätigte er sich kaufmännisch und dürfte sich an den Handelsgeschäften seiner Brüder Löw und Isaak Roßkamm beteiligt haben.

Wie der Alltag der Juden mit seinen ernsten und heiteren Seiten verlief, darüber erfahren wir nur gelegentlich etwas. Amüsant liest sich die Geschichte des Schuhmachers Hans Backoffen, der den jüngsten Sohn der Familie Astroucque beschuldigt, dieser habe das Nachtgeschirr aus dem Fenster und über seine Schuhe geleert. Wie sich die Ratsherren am Corpus delicti selbst überzeugen konnten, hatte es sich jedoch um das für die Hühner eingeweichte Brot gehandelt! Ungeklärt blieb dagegen das Verschwinden *deutscher* und *welscher* Hühner, von Gänsen und anderem Federvieh aus Hof und Stall des portugiesischen Juden Moses Astroucque, die sich nach Gerüchten der jüngste Sohn des Schiffers Lux im Wirtshaus *Zum schwarzen Bären* habe braten lassen. Offenbar herrschten damals in Mannheim recht einfache, teilweise geradezu dörfliche Zustände.

Die Entwicklung der jüdischen Gemeinde verlief im wesentlichen kontinuierlich, wenn auch die Pest 1666/67 und Truppendurchzüge infolge des französisch-holländischen Krieges 1674/75 Rückschläge bedeuteten. Die Zahl der jüdischen Familien erhöhte sich jedenfalls von 13 im Jahre 1661 über 23 (1665) und 59 (1677) auf schließlich 74 im Jahre 1681. Die Gemeinde verfügte wie die anderen Religionsgemeinschaften bald über ein Gotteshaus (Synagoge) und alle damals konfessionell gebundenen Einrichtungen. Der erste namentlich bekannte Rabbiner hieß Simon. Er ist für das Jahr 1664 belegt. In den Ratsprotokollen begegnen wir neben den Vorstehern auch dem Schulklep-

per, dem Schulmeister, dem Toraschreiber und sogar einem Bader.

Im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697) wurde die Stadt 1689 von französischen Truppen völlig zerstört und die gesamte Bevölkerung vertrieben. Die weitgehend schutzlosen Juden traf dieser Schicksalsschlag besonders hart, weil man sie in den Zufluchtsorten nicht dulden wollte. Durch



Quadrat F 3 mit Haus- und Grundstücksnummern, um 1905. Angrenzend oben G 3, unten E 3, links F 4, rechts F 2.

eine Liste von 1697 erfahren wir die damaligen Aufenthaltsorte der jüdischen Schutzbürger von F 3: Moses Gerber wartet in Schriesheim auf die Rückkehrmöglichkeit nach Mannheim, Nathan Bobenhausen in Ladenburg; Henle Jakob war nach Hadamar und Josef Spielmann nach Mosbach geflohen. Letzterer hatte sich 1692 mit Brendle, Schwester des bedeutenden Lemle Moses Reinganum (1666–1724) verheiratet, ein Zeichen dafür, daß das Leben weiterging und weitergehen sollte.

Neubeginn, Glanz und Krise Mannheims 1697–1802

MOBILITÄT UND KONZENTRATION

Mit dem Frieden von Rijswijk 1697 und der erneuerten Judenkonzession von 1698 endet die Zeit des kriegsbedingten Exils. Der Wiederaufbau der Stadt und der Festungsanlagen, die Verpflegung und Ausstattung der Garnison, seit 1720 der Bau des Schlosses und die Belieferung des Hofes bieten verlokkende Chancen. Außerdem reicht die Acker- und Weidefläche der Gemarkung bei weitem nicht für die Ernährung Mannheims aus, so daß z. B. Getreide und Vieh eingeführt werden müssen.

Aus diesen Gründen kehren nicht nur die meisten der überlebenden Juden wieder zurück, sondern neue unternehmende und wagemutige jüdische Geschlechter erwerben hier Schutzbriefe. Mit Hilfe des Grundrißbuchs von 1735 läßt sich dieser Vorgang für F 3 gut nachvollziehen. Mitglieder oder Nachkommen der ersten jüdischen Gemeinde sind: Simle/Simon Hayum (geb. um 1662), Metzger, F 3, 21; sein Sohn Moses, F 3, 3; Mayer, Sohn des Josef Spielmann, Handelsmann, F 3, 20 und 21; Löw (gest. um 1767), Sohn des Moses Gerber, wohl Handelsmann, F 3,18; Moses, Sohn des Vorste-

hers Nathan Fuld, wohl Handelsmann, F 3, 16; Salomon, Sohn des Handelsmanns und Gastwirts David Levi, F 3, 14; Henle Hamel/Hammelburger (gest. um 1769), F 3, 13 a. Dagegen gehören Löw/Löb Zimmern (gest. um 1724), F 3, 17, Jakob Elfeld, Handelsmann, F 3, 4, Abraham Sinzheim (gest. Wien 1754), Handelsmann, zeitweise Hoffaktor, F 3, 6 und 13 a, und Michael May (gest. 1737), Oberhof- und Milizfaktor, F 3, 7 und 13, zur Schicht der Neuzuwanderer.

Zur jüdischen Gemeinde, die 1739 1287 Personen umfaßt, gehören 26 Rabbiner, zwei Vorsänger, sieben Schulmeister bzw. *Präzeptoren,* zwei *Beglaubte* (Zeugen bei jüdisch-rechtlichen Angelegenheiten und Bürgen bei Übersetzungen ins Deutsche), zwei Judendoktoren, ein Spitalverwalter, drei Krankenwärter, eine Krankenwärterin und eine Wartfrau, ferner ein Schulklepper, ein Gemeindediener, zwei Schächter und möglicherweise ein *Kellermeister.* Erwähnenswert ist noch der *Zehntgebottschreiber* (Toraschreiber) Simon Jakob mit seinen zwei Schülern, zumal er 1748 das kleine Haus in F 3, 15 erwirbt.

In F 3 wohnen nach der Quartiergeldliste von 1739 u. a. die Rabbiner Samuel Forth (Fürth, gest. 1786) und Isaak Hammel Rebi Goldschmidt, beide an der Lemle-Moses-Klaus, Nathan Hambach, Schulmeister, Samuel Nathan Lorsch, Bedienter (Büttel) beim Rabbiner, die Witwen der Rabbiner Isaak Leibnick (Lemle-Moses-Klaus) und Hertz Otterbach (Michael-May-Klaus), ferner ein namentlich nicht genannter Rabbiner und vier Studenten, die, da sie in Häusern der Familie May *logieren,* wohl auch deren Klaus zugerechnet werden dürfen.

Nach der Quartiergeldliste von 1739 leben etwa 95 % der Mannheimer Juden im 3. (Quadrate G, H und J) und 4. Stadtviertel (Quadrate C, D, E und F), davon fast 75% im 4. Stadtviertel. Ein rechtlicher Grund scheidet für diese Tatsache unseres Wissens aus, so daß sich eine sozialpsychologische Erklärung anbietet.

Entgegen der landläufigen Meinung wechselt der Hausbesitz doch stärker. Von 21 Hausplätzen in F 3 befinden sich 1735 elf in jüdischem Eigentum. Bis um 1775 ist dieses Verhältnis fast konstant (20 : 10). Trotzdem treten in jenen vier Jahrzehnten mindestens zehn neue jüdische Eigentümer auf!

1777 beginnt in F 3 ein für Mannheim wohl einmaliger Konzentrationsprozeß. Mehrere stadtgeschichtlich wichtige jüdische Geschlechter erwerben in den folgenden 30 Jahren hier ihr »Stammhaus«:

1777 Marx Maas, F 3, 16 für 3840 Gulden;

1786 Feist Raphael Zimmern (gest. 1790), Handelsmann, verheiratet seit 1781 mit Deiche Ladenburg (um 1767–1813), Schwester des Wolf Hajum Ladenburg, F 3, 20/21 für 8000 Gulden;

1786 Josef Darmstädter (um 1755–1829), Tuchhändler, F 3, 4 für 3000 Gulden, das er 1802 verkauft, um F 3, 6 für 11000 Gulden zu erwerben;

1791 Israel David Levi, seit 1809 Aberle (um 1753–1830), Möbelhändler, F 3, 13 und 13a für 10500 Gulden;

1793 Hirsch Levi Hohenemser (um 1772–1838), Bankier, F 3, 20/21 durch Heirat mit der Witwe des Feist Raphael Zimmern;

1802 Heskiel Ekiba Mammelsdorff (um 1767–1828), Tuchhändler, F 3,9 für 6000 Gulden;

1807 Wolf Hajum Ladenburg, Bankier, Schwager des Hirsch Levi Hohenemser, F 3, 5 für 11500 Gulden.

1809 befindet sich nur noch F 3, 12 in der Hand eines Christen; dessen Erben verkaufen aber um 1847 das Anwesen an die Witwe des Juden Aron Dreifus. Diese Eigentumsverhältnisse ändern sich erst allmählich nach 1900. Die Wohnbevölkerung ist zu diesem Zeitpunkt aber konfessionell gemischt. Der hohe Anteil an jüdischen Handelsfamilien in verschiedenen Quadraten ist die Ursache dafür, daß dort bis Ende des 19. Jh. stadtgeographisch der wirtschaftliche Schwerpunkt Mannheims liegt.

FAKTOREN UND GROSSKAUFLEUTE, VORSTEHER UND WOHLTÄTER

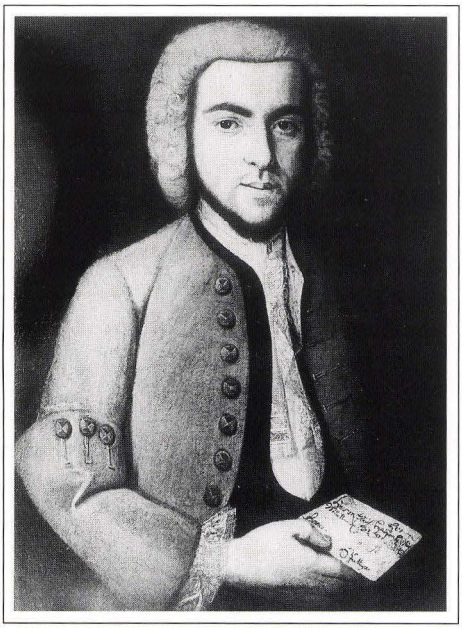
Die Faktoren bildeten eine kleine, aber wichtige und einflußreiche Gruppe unter den Kaufleuten. In unseren Quellen taucht dieser verliehene Titel zwar erst im 18. Jh. auf, jedoch sind die von ihnen betriebenen Geschäfte schon früher nachweisbar. Die Milizfaktoren versorgten die Truppen. 1771 zählten von 21340 Einwohnern zur Garnison 6670 Personen (Offiziere, Soldaten und deren Familien). 4530 Menschen rechnete man damals zum kurfürstlichen Hof. Dessen Belieferung und Geldgeschäfte besorgten die Hoffaktoren. Die Zahl der Faktoren betrug 1734 acht, 1761 achtzehn und 1790 nur noch vier. Ihre schwierigen Aufgaben erforderten Wendigkeit und Wagemut, weitreichende Geschäftsverbindungen und einen finanziell abgesicherten Hintergrund. Da sie zum Erfolg geradezu verurteilt waren, aber mit ihm auch unentbehrlich wurden, gefährdete Mißgunst und Mißtrauen ihre herausgehobene Stellung. Die jüdischen Hof- und Armeelieferanten konnten sich im Ernstfall weitgehend nur auf sich selbst und ihre Glaubensgenossen verlassen. Als Vorsteher stellten sie ihre Fähigkeiten und Beziehungen auch den Gemeinden zur Verfügung. Durch Stiftungen aller Art unterstützten sie Arme und Kranke, förderten sie Gottesdienst und Lehre, Wissenschaften und Künste.

In Mannheim zählt Michael May zu ihren bedeutendsten Vertretern. Er kann 1722 dem Kurfürsten 80000 Gulden vorstrecken. 1734 gehört er einem Konsortium an, das die kurpfälzische Münzprägung pachtet. Bereits 1717 stiftet er eine Klaus, 1731 einen Fonds zur Ausstattung bedürftiger Bräute. Sein 1765 verstorbener Sohn Gabriel in F 3,13, der ihm als Oberhof- und Milizfaktor und Vorsteher nachfolgt, wird als Förderer der jüdischen Wissenschaften gerühmt. Durch seine Frau Miriam Oppenheim aus Hannover (gest. 1763), eine Großnichte des Lemle Moses Reinganum, erhält er eine weitverbreitete Verwandtschaft, auf die wir noch einmal stoßen werden.

Eine Schwester Gabriels namens Bräunle (gest. 1749) ist mit dem Vorsteher Mayer Sinzheim (gest. 1752) verheiratet. Mayers familiäre Beziehungen von der väterlichen Seite, er ist ein Sohn des Abraham Sinzheim, kennen wir ebenfalls. Blümle, seine 1736 gestorbene Tante, ist seit 1700 Ehefrau des späteren Vorstehers Koppel Aron Levi aus Worms (gest. 1755). Abrahams Bruder Löb/Löw Sinzheim (gest. Wien 1744), ungarischer Oberfaktor, ist ebenfalls ein großer Wohltäter und als Erbauer der sogenannten Raschikapelle in Worms unvergessen. Er geht mit Miriam Guggenheim (gest. Wien 1739) eine glänzende Verbindung ein. Sie ist nicht nur eine Cousine der oben schon genannten Miriam Oppenheim; beide sind auch Enkelinnen des bedeutenden Samuel Oppenheim (1630–1703), kaiserlicher Hofjude und Oberfaktor in Wien. Dessen Sohn Emanuel/Mendle Oppenheim (gest. Wien 1721), kaiserlicher Oberfaktor, erbaut das

später so genannte Palais Hillesheim in R 1, das 1720–1731 dem Hof als Residenz dient. Sein Bruder heiratet Rebekka Reinganum (gest. 1751), eine Schwester der beiden Oberhof- und Milizfaktoren Moses (gest. 1756) und Mendle Reinganum (gest. 1751).

Ein anderer Vorsteher und Handelsmann, Michael Koppel Fränckel (um 1724–1808), seit 1773 Eigentümer von F 3, 11, hat den Hoffaktor und Vorsteher Elias Hayum (gest. 1766) als Schwiegervater. Elias sichert



Elias Hayum (gest. 1766), Hoffaktor, um 1735.

nicht nur durch sein Eingreifen den Fortbestand der Lemle-Moses-Klaus, sondern stiftet 1758 bzw. 1766 die dritte Privatklaus. Er besitzt eine bedeutende Nachkommenschaft. Ein Enkel, Isaak/Ignaz Mayer (gest. 1824), ist der letzte in F 3 lebende Hoffaktor. Meile Reis, eine in Frankfurt geborene Enkelin des Elias Hayum, heiratet 1785 Emanuel/Mendle Dinkelspiel (1769–1851) in F 3, 14. Dieses Haus hatte Dinkelspiels Vater Löb Moses (um 1728–1788) im Jahre 1752 für 1050 Gulden erworben. Durch zähen Fleiß arbeitet sich Löb Dinkelspiel empor, wobei seine Verwandtschaft mit den Oppenheim in Heidelberg und Wien sicher förderlich war. Seit 1780 betreibt er eine florierende Eisenhandlung, die bis 1937 unter dem Firmennamen A. Nauen sen. fortbestand. Seinen vier Söhnen kann er das zur Schutzannahme und Heirat notwendige Vermögen vermachen. 1787 bestimmt er testamentarisch genau den Kaufpreis des obigen Hauses, der als erste, fünfprozentige Hypothek darauf eingetragen wird, für eine Armenstiftung. Die wöchentlichen Zinsen von einem Gulden sollen jeden Donnerstag an zwei Bedürftige (wahlweise für 1/2 Gulden Fleisch oder Mehl, ausnahmsweise auch in bar) verteilt werden. Unabhängig davon sind 20 Gulden und 40 Kreuzer nach seinem Ableben bis zu seiner Beisetzung an die Armen abzugeben. Ferner vermacht er 50 Gulden der Beerdigungsbruderschaft, 50 Gulden der Bruderschaft für Brennholz, dem Krankenhilfsverein 90 Gulden, wovon 75 Gulden für die Brautausstattung von drei testamentarisch bestimmten Mädchen zinsbringend anzulegen sind, für das Talmud-Studium 25 Gulden und schließlich noch 37 1/2 Gulden für das Heilige Land.

ÄRZTE

Von Esaias Cerf (Hirsch Ulmann, gest. Metz 1745) ist als erstem Mannheimer Juden bekannt, daß er am 10. August 1727 an der Universität Gießen zum Doktor der Medizin promoviert wurde. Esaias ließ sich nach 1731 in Metz nieder. 1744 heilte er dort König Ludwig XV. von Frankreich (1710–1774).

Die Ausübung des Arztberufs auch bei Christen war den Mannheimer Juden in der

Konzession von 1691 erlaubt worden, sofern sie ein Examen vor der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg ablegten. Den Grad eines Dr. med. erlangt dort 1728 als erster Jude Seligmann Elkan Bacharach (gest. 1750), Sohn des oben genannten Dr. Hayum Jacob.

Mit der Schrift *Von den Krankheiten der Juden* tritt 1777 Dr. med. Elkan Isaak Wolf als medizinischer Autor hervor. Sie gewährt aufschlußreiche Einblicke in das Leben und die Nöte der Juden aus ärztlicher Sicht. Etliche Jahre übt er beim kleinen Spital und bei den städtischen Kranken seinen Arztberuf aus, bis auch er sich 1780 nach Metz begibt.

Der einzige jüdische Arzt, der damals in F 3 lebt, ist Dr. Jesaias Juda (gest. 1770) aus Neckarsulm. Seine Frau Elkele, Tochter des Michael May, bringt F 3, 7 in die Ehe.

Medaille auf die Seligsprechung des Markgrafen Bernhard von Baden, 1769. Gefertigt von Benjamin Wolff (geb. wohl vor 1739), Petschierstecher und Steinschneider.

GRAVEURE UND SIEGELSTECHER

Im Bereich der Künste treffen wir während des ganzen 18. Jh. auf jüdische *Pitschierstecher.* Sie finden hier Aufnahme, weil sie einem Spezial- und Mangelberuf nachgehen. Salomon Hertz aus Hatzfeld ist der erste, 1701 namentlich belegte Eisenschneider und Petschaftstecher. Er erhält damals den städtischen Auftrag, die silberne Medaille und die Zinnplatte zu gravieren, die in den Grundstein des Rathauses in F 1 gelegt werden. Sicher darf man jüdischen Graveuren die Siegel der jüdischen *Beglaubten* zuschreiben.

Erst kürzlich gelang es, den Petschierstecher und Steinschneider Benjamin Wolff (geb. wohl vor 1739) mit dem Künstler einer Medaille zu identifizieren, die Markgraf August Georg von Baden-Baden (1706–1771) im Jahre 1769 zur Seligsprechung des Markgrafen Bernhard von Baden (1428–1458) prägen ließ. Im folgenden Jahr bewirbt sich Wolff – allerdings ohne Erfolg – um eine Anstellung an der Durlacher Münze. In Mannheim gewährt man ihm 1774 Schutzgeld- und Personalfreiheit, die schon seinem als



Hofpetschierstecher bezeichneten Vater Hellmann Wolff (gest. um 1773) eingeräumt worden war.

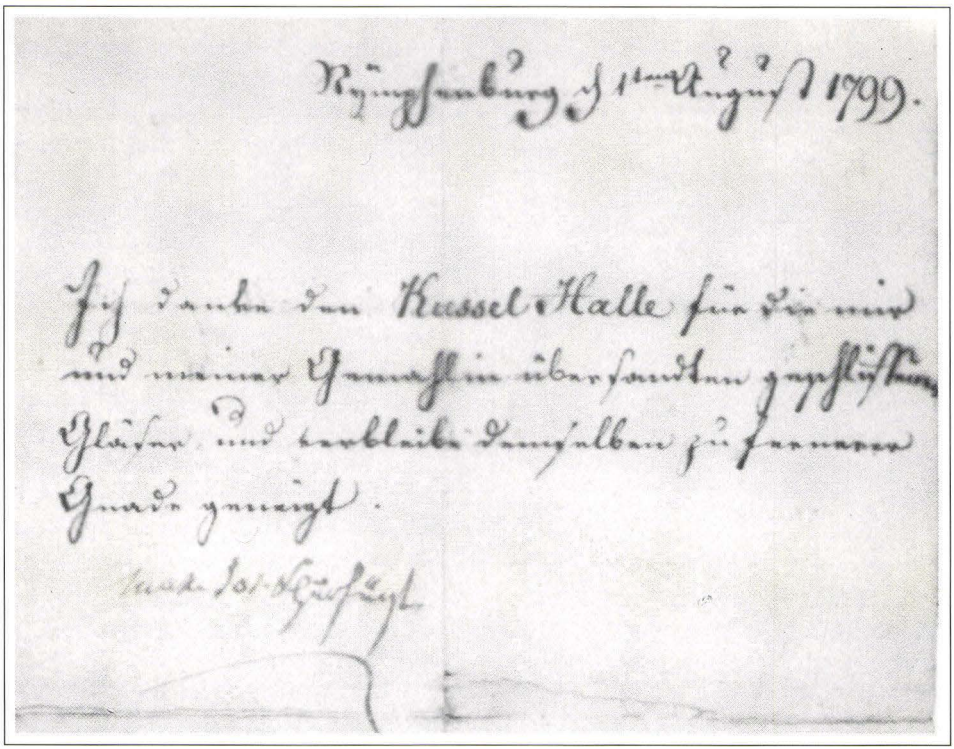


Siegel des Jakob Halle (gest. um 1789), Judenschreiber, Abdruck von 1787. Das Siegelbild zeigt vermutlich das Sternzeichen »Schütze«.

ZEIT DES UMBRUCHS – VORZEICHEN EINER NEUEN ZEIT

Das Jahr 1778 bringt mit der Verlegung der Residenz nach München einen herben Funktionsverlust für Mannheim. 1795 verliert die Stadt ihre linksrheinischen Gemarkungsteile und wird Grenzort. In diesem Jahr erfolgt auch die Einnahme durch französische Truppen und nach schwerer Beschießung mit teilweiser Zerstörung der Stadt die Rückeroberung durch die Österreicher. Mit der schrittweisen Schleifung der Wehranlagen seit 1799 endet auch das Zeitalter als Festung. Schließlich fällt Mannheim 1802 an Baden. Diese einschneidenden Ereignisse dürfen aber nicht den Blick für die verschiedenen Anzeichen eines der Aufklärung entspringenden geistigen Wandels verstellen. Widersprüchliche Vorgänge jener Jahrzehnte beweisen das Ringen zwischen bestehenden Vorstellungen und neuen Einsichten. So strebt man, allerdings vergeblich, danach, doch noch ein Getto zu schaffen, überläßt andererseits gegen die üblichen Konzessionsgelder der Mannheimer Judenschaft Blanko-Schutzbriefe. Auch Frauen treten verstärkt in Erscheinung. Sara, der Tochter des Graveurs Hillel Hayum (gest. um 1796), gewährt man wegen ihres künstlerischen Geschicks 1792 Schutzgeld- und Personalfreiheit; außerdem empfiehlt man sie dem Hof. Derartige Begünstigungen erhalten nach den Ratsprotokollen auch jüdische Hebammen. Dies ist um so erstaunlicher, als Geburtshilfe üblicherweise nur bei Glaubensgenossinnen geleistet wird. Jedenfalls erhält beispielsweise 1785 Glückge, eine Tochter des Judenschreibers und Übersetzers Jakob Halle (gest. um 1789), als *gelernte, aufgenommene und geschworene Hebamme* vom Rat die *Schutzgelds- und Personalfreiheit.* Ihr Bruder Kussel (1768–1842), der sich seit 1809 Konrad Hallenstein (Hallerstein) nennt, ist spätestens 1790 Judenschaftsschreiber und Übersetzer und wird 1796 zusätzlich als städtischer Taxator (Schätzer) für die Inventaraufnahme bei Juden bestellt, ein Zeichen für seine unbedingte Integrität. Zwei eigenhändig unterzeichnete Dankschreiben des Kurfürsten Maximilian Josef von Bayern (1756–1825) an ihn für erhaltene Glückwünsche haben sich erhalten und weisen wohl auf das sich langsam verbessernde Verhältnis zwischen dem Landesherrn und seinen jüdischen Untertanen.

Derartige Entwicklungen bestärken die jüdische Gemeinde in ihrem Bestreben, die Isolierung und Diskriminierung zu überwinden. Die zwischen allen Religionsgemeinschaften, also auch zwischen Juden und Christen bestehenden Mauern sollen im Geiste der Toleranz abgetragen und das gegenseitige Verständnis gefördert werden. In

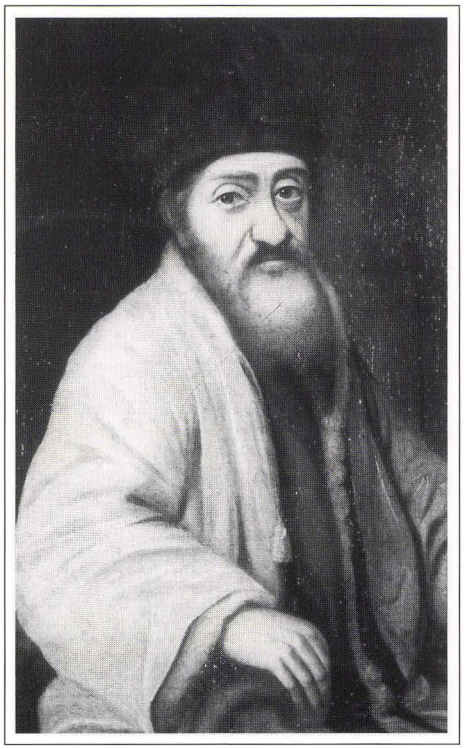


Dankschreiben des Kurfürsten Maximilian Josef von Bayern mit eigenhändiger Unterschrift an Kussel Halle, Nymphenburg, 1799.

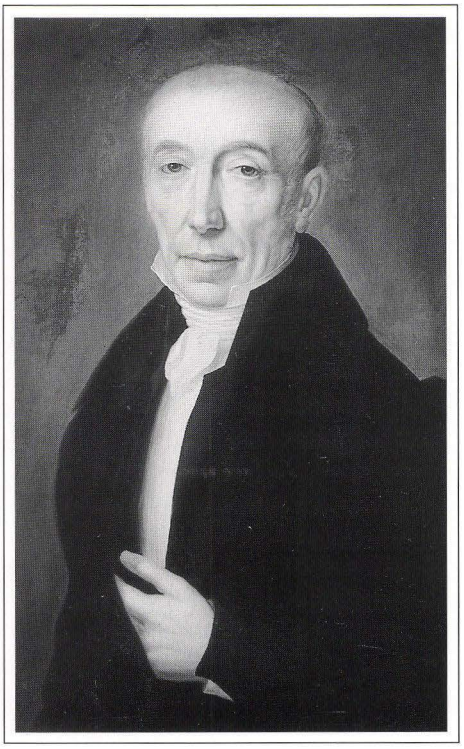
diesem Zusammenhang müssen wir den von 1770–1773 in Mannheim wirkenden Rabbiner und Gelehrten Hirschel Lewin (1721–1800) nennen. Er war mit dem berühmten Philosophen Moses Mendelssohn (1729–1786) in Berlin befreundet, der sich um eine Verbesserung des Verhältnisses zwischen Juden und Christen verdient gemacht hat. Wolf Hajum Ladenburg (1766–1851) gilt übrigens als Anhänger der Schule Moses Mendelssohns.

Eine wichtige Veränderung bahnt sich in der Frage des Ortsbürgerrechts an. Auch wenn es sich erst um Einzelfälle handelt, so stehen sie doch für einen grundsätzlichen Durchbruch. Nach unserem bisherigen Wissen erhält am 30. September 1787, also vor genau 200 Jahren, der erste Jude die *christlich bürgerlichen Rechte* in Mannheim. Es ist der aus Mannheim gebürtige, aber lange Jahre in *Havre de Grace*, Frankreich, tätige Handelsherr Joseph Lallement (gest. um 1796), 1790 Vorsteher. Das Ortsbürgerrecht erlangt wegen seiner Verdienste auch der Bankier Aron Elias Seligmann (1747–1824), seit 1814 Baron von Eichthal, für sich, seine Kinder und die Schwiegersöhne, darunter Isaak Mayer in F 3,5.

Arons Bruder, der Bankier Mayer Elias Seligmann, ist noch bemerkenswert, weil er – nach dem Stadthistoriker Friedrich Walter – der dreiköpfigen Abordnung angehört, welche die Stadt am 21. November 1795 zum österreichischen Hauptquartier sendet, um



Hirschel Lewin (1721–1800), Rabbiner.



Wolf Hajum Ladenburg (1766–1851), Gründer des Bankhauses Ladenburg, um 1825.

wegen der Übergabe vorzusondieren. Dies ist der erste bekannte Vorgang, bei dem in Mannheim ein Jude offiziell mit einer diplomatischen Aufgabe betraut wurde.

1802 wird das Gesuch von Wolf Jakob Würzweiler (um 1755–1820), Handelsmann und während des Kriegs oberrheinischer Kreisfaktor, um Aufnahme in das Mannheimer Bürgerrecht positiv entschieden. Die Begründung weist darauf, daß er seine Kinder durch christliche Lehrer unterrichten läßt. In der Tat besucht sein Sohn Jakob Wolf (1786–1863) das Handelsinstitut von Professor Johann Heinrich Bürmann (um 1759–1817) und ist unter jenen Zöglingen, die am Huldigungstag (7. Juni 1803) Karl Friedrich von Baden (1728–1811) eine Disputation überreichen.

Aufstieg und Ansehen unter den Großherzögen von Baden 1803–1918

KONFESSIONELLE UND STAATSBÜRGERLICHE GLEICHSTELLUNG

Unter dem Eindruck der Reformen von Kaiser Josef II. (1741–1790) in den österreichischen Landen befaßte sich Markgraf Karl Friedrich von Baden seit 1782 offiziell auch mit der Stellung der Juden. Zwischen 1807 und 1862 wurde in Baden schrittweise und von größeren Pausen unterbrochen der äußere rechtliche Rahmen für die Emanzipation der Juden geschaffen. Das Konstitutionsedikt von 1809 stellte die jüdische Religionsgemeinschaft mit den christlichen gleich. Außerdem enthielt es grundsätzliche Regelungen für das Schul- und Bildungswesen und für das Gemeindebürgerrecht. Bereits ein Jahr zuvor waren die Juden als erbfreie Staatsbürger anerkannt worden. Das Jahr 1849 brachte den Juden die Zulassung zum Staatsdienst sowie die Wählbarkeit zu Abgeordneten. Zwei Jahre später folgte das passive Wahlrecht zum Gemeinderat und zum Bürgermeister. 1862 wurde dann die volle staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden erreicht. Mannheim war Vorort und Motor dieser Emanzipationsbewegung, und Innenminister August Lamey (1816–1896), der das abschließende Gesetz von 1862 vorbereitete, entstammte auch einer Mannheimer Familie.

BÜRGERLICHE EMANZIPATION – GESELLSCHAFTLICHE UND KULTURELLE INTEGRATION 1807–1848/49

Der grundsätzliche Wandel im Hinblick auf das Bürgerrecht zwischen 1807 und 1821 läßt sich an den 22 jüdischen Hauseigentümern in F 3 (Stand 1820) demonstrieren. Neun von ihnen erwarben in diesen Jahren das Ortsbürgerrecht; dabei bleiben jene sieben Söhne unberücksichtigt, die es ebenfalls schon erlangten. In der chronologisch geordneten Liste treffen wir auf bekannte Namen: 1809 Jakob Fränkel (um 1779–1828) und Wolf Hajum Ladenburg; 1810 Emanuel Dinkelspiel und Hirsch Levi Hohenemser; 1811 Heskiel Ekiba Mammelsdorff; 1813 Mayer Heimann (um 1779–1853) und Kussel Maas (um 1784–1863); 1816 Josef Darmstädter; 1817 Jesel/Josef Hachenburg (um 1784–1869). Vielen dieser Persönlichkeiten bzw. ihren Angehörigen begegnen wir im folgenden als den



Hirsch Levi Hohenemser (um 1772–1838), Gründer des Bankhauses Hohenemser.

Wegbereitern der Emanzipation in allen Bereichen.

Als man 1807 das Lyceum (heutiges Karl-Friedrich-Gymnasium) reorganisiert, werden Schüler aller Glaubensbekenntnisse zum Besuch zugelassen. Bereits in den ältesten erhaltenen Notenkonferenzprotokollen von 1810/11 stoßen wir auf die aus F 3 bekannten Familiennamen Dinkelspiel, Ladenburg(er) und Zimmern. Überliest man die ab 1822 vorhandenen Klassen- und Notenlisten, dann staunt man schon, wenn wir beispielsweise später so prominenten Männern wie Ludwig Achenbach (1812–1879), Oberbürgermeister von Mannheim, Lorenz von Brentano (1813–1891) und Friedrich Hecker (1811–1881), den erfolglosen Revolutionären, als Klassenkameraden von Elias Eller (1813–1872) begegnen. Überdies erfahren wir durch die Note in Betragen auch schon von der auffälligen »Beredsamkeit« des Elias!

Nach dem Ende der Napoleonischen Kriege erfolgt 1816 in Mannheim die Gründung einer israelitischen Lehranstalt. Verdienste erwarben sich dabei – es überrascht kaum – Wolf Hajum Ladenburg und Dr. Simon Wolff (1789–1860). Bezeichnenderweise promoviert dieser 1814 in Heidelberg mit dem Thema *Der Jude und der Christ, ein Dialog.* Bei seinen christlichen Kollegen genießt er schon früh hohes Ansehen, wie es die Beurteilung des Direktors am hiesigen Lyceum von 1819 belegt. Als Religionslehrer unterrichtet Dr. Wolff in den vierziger Jahren des 19. Jh. an der Höheren Bürgerschule (Realgymnasium). Bei den Bemühungen um deren Errichtung 1835 tat sich Dr. Leopold Ladenburg (1809–1889) hervor, der in F 3, 5 das Licht der Welt erblickt hatte.

Sicher zu den ältesten jüdischen Vereinen zählt der erstmals 1847 belegte »Verein zur Förderung der Künste und Wissenschaften unter den hiesigen Israeliten«. Dessen Führung gehören damals David Feist Aberle (1817–1894) und Jonas Darmstädter (um 1800–1861) an, beide in F 3 wohnhaft.



Anzeige.

Schon längst war es ein tiefgefühltes Bedürfniß der vorzüglichsten hiesigen Israeliten, daß eine dem Geist der Zeit und Bedürfnisse der heiligen Religion entsprechende Lehranstalt für ihre Jugend dahier errichtet werde. Der kaum erloschenen Kriegesfackel muß allein die bis jetzt noch nicht erfolgte Ausführung dieses Vorhabens zugeschrieben werden. Aber im Segen des Friedens kann und wird solches Werk allerdings gedeihen —

Von diesem Bedürfnisse, dem inneren Drange, und äußeren Berufe angespornt nach ihrem Vermögen und Standpunkte an der Veredlung ihrer Glaubensgenossen thätigen Antheil zu nehmen: werden Unterzeichnete, mit hoher Erlaubniß und Aufmunterung des großherzogl. Oberraths der Israeliten, eine solche Anstalt nächstens dahier eröffnen. Deren Tendenz ist: die Grundsätze ächter Gottesfurcht und Menschenliebe frühzeitig einzuprägen; den Sinn für bürgerliches und häusliches Leben, Ordnung und Reinlichkeit kräftigst zu wecken; das Gefühl für Tugend und Recht, das Schöne, Edle und Erhabene harmonisch zu entwickeln; die Erkenntnißsphäre endlich stets mehr und mehr zu erweitern, und die Leibeskraft durch zweckmäßige Beschäftigung zu steigern.

Man erwartet vom Gemeingeiste der hiesigen Israeliten, daß sie zur Realisirung dieser Anstalt — die in ihrer Entwiklung und Reife die gemeinnützigsten Früchte darbieten wird — das ihrige beitragen und kräftigst dieselbe unterstützen werden.

Ueber den Plan, die Lehrmethode, die Lehrgegenstände und Aufnahmsbedingungen derselben beliebe man sich baldigst zu erkundigen bei C. Straßburger Kand. Philolog.
S. Wolf Dr. Philos.

Mannheim den 6ten Oktober 1816.

Aufruf zur Gründung der israelitischen Lehranstalt, 1816.

Besonders wichtige Anzeichen für das Aufeinanderzugehen sind Mitgliedschaften und Ehrenämter in Vereinen, weil dies dort freiwillig erfolgt. Bereits 1817 ist Frau Ladenburg bei dem zur Linderung der Hungersnot



David Feist Aberle (1817–1894), Kunst- und Möbelhändler.

gegründeten Wohltätigkeitsverein *Bezirksvorsteherin* für F 3. Ab Mitte der dreißiger Jahre kennen wir wieder Belege für aktives Mitwirken von Juden in allgemeinen Vereinen. 1836 finden wir Joseph Hohenemser (1794–1875) als Direktionsmitglied des »Vereins zur Verbesserung des Dienstbotenwesens«, 1837 Frau Henriette Mayer als *tätiges Mitglied* in der Kleinkinderschule. Mitte der vierziger Jahre häufen sich wieder entsprechende Hinweise. So erscheinen z. B. 1846 David Aberle (1830–1904) und Leopold Ladenburg als Ausschußmitglieder des »Vereins zur Beförderung des Wohls der arbeitenden Classen«; Herrmann Ladenburg (1791–1862) ist Mitglied eines Vereins zur preiswerten Abgabe von Kartoffeln, Delphine Ladenburg (1814–1882), Ehefrau des Leopold Ladenburg, Mitglied des Frauenvereins; Dr. Simon Wolff gehört zu den Gründern der Pestalozzi-Stiftung.

PARTEIEN UND POLITIK

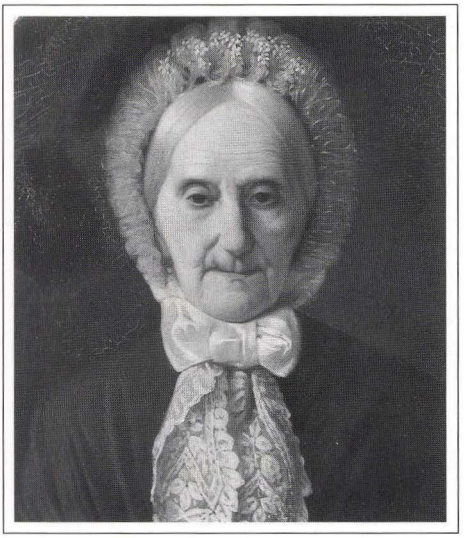
Mit der Wahl jüdischer Mitbürger in politische Entscheidungsgremien vollzieht sich ein bedeutender Schritt auf dem Wege zur Gleichberechtigung. Dieser Durchbruch zur Beteiligung an der Macht gelingt nach unserem derzeitigen Wissen am 11. Januar 1837, also vor 150 Jahren, mit der Bestätigung der Wahl von Herrmann Ladenburg in den Kleinen Bürgerausschuß. Diesem 24köpfigen Organ gehören von nun an bis 1862 in der Regel zwei bis drei jüdische Persönlichkeiten an. Im Großen Bürgerausschuß, dessen Zusammensetzung wir erstmals dem Adreßbuch für 1840 entnehmen können und der 96 Mitglieder umfaßt, sitzen damals sieben jüdische Gemeindemitglieder, darunter Salomon Aberle (1798–1869) und die Brüder Herrmann und Seligmann Ladenburg (1797–1873). Ihr Bruder Leopold Ladenburg und der Schwager und Vetter Joseph Hohenemser sind zu diesem Zeitpunkt im Kleinen Bürgerausschuß.

Ihre politische Heimat finden gerade diese Familien vornehmlich bei der gemäßigt liberalen (*conservativen*) Richtung, die sich 1847 von der liberalen Partei ablöst und sofort bei den Landtagswahlen auftritt. Ihrem siebenköpfigen Ausschuß gehört David Feist Aberle an. Diese Gruppierung steht in den Revolutionsjahren 1848/49 offenkundig hinter dem Neuen Vaterländischen Verein. Von dessen 169 Mitgliedern im Verzeichnis vom 15. Dezember 1848 bekennen sich mit Sicherheit 20 zum jüdischen Glauben.

Ein auffallend hoher Anteil von ihnen bzw. von ihren Familien findet sich 1869 unter den Initiatoren und Gründungsmitgliedern des Nationalliberalen Vereins in Mannheim, so daß sich hier nicht nur eine deutliche personelle, sondern sicher auch geistige



Salomon Aberle (1798–1869), Kunst- und Möbelhändler.



Henriette Aberle geb. Bühl (1791–1871), Ehefrau des Salomon Aberle.

Kontinuität nachweisen läßt. Unter den 19 Mitgliedern des ersten Vorstands verzeichnen wir vier Juden.

Selbstverständlich betätigen sich bekannte Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde auch in anderen Parteien. Der Jurist Elias Eller gehört 1845 dem Großen, ein Jahr danach dem Kleinen Bürgerausschuß an und wird am 16. August 1848 als erster Jude sogar in den Gemeinderat gewählt. Zur Vervollständigung seines Bildes sei vermerkt, daß Eller, übrigens ein Nachfahre der Familie Reinganum, in jener Zeit dem Synagogenrat und dem Vorstand des Turnvereins von 1846 angehört. 1870 initiiert er den Verein zur Abschaffung der Todesstrafe und zieht im folgenden Jahr als erster Mannheimer Jude für die Demokraten in den badischen Landtag ein.

ÄRZTE

Die ersten jüdischen Akademiker sind bekanntlich Ärzte. Die Tatsache, daß im Adreßbuch für 1836 von 18 praktischen Ärzten bereits vier Juden sind, belegt ihre frühe Bedeutung für das Gesundheitswesen in unserer Stadt. Von diesen vier Medizinern erblickt Josef Ste(e)gmann (1801–1871) in F 3,8 das Licht der Welt als Sohn Jonas Stegmanns, der bei seinem Tod 1814 die Witwe mit sieben Kindern hinterläßt.

Der älteste Sohn Marx (geb. um 1789) ist wohl jener Markus Steegmann, dem 1815 für seine Einsendung zur Preisfrage im Fach Medizin an der Universität Heidelberg *rühmlich Erwähnung gethan* wird. 1817 promoviert er dort und erhält die ärztliche Lizenz mit dem Prädikat *gut befähigt.* Fünf Jahre später ernennt ihn der Großherzog zum Amtsphysikus von Oberkirch.

Seinem jüngeren Bruder Josef wird 1823 die unbeschränkte Erlaubnis zur Aus-

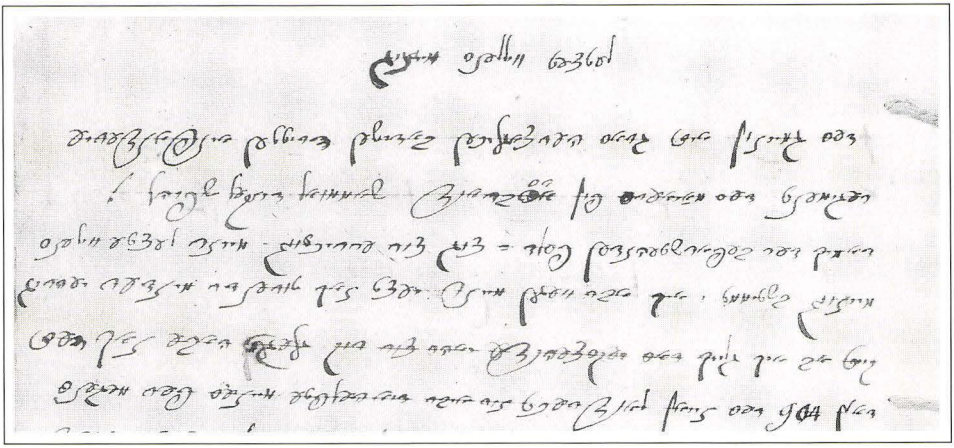
übung der inneren Heilkunde mit dem Prädikat *vorzüglich befähigt* erteilt. 1828 erwirbt er noch die Zulassung als Hebarzt (Geburtshelfer). Dr. Ste(e)gmann ist nach dem erstmals 1841 publizierten Verzeichnis der Armenärzte für den 1. und 10. Bezirk (Quadrate A und L) zuständig. Als Arzt versieht er seinen Dienst auch am Israelitischen Hospital und an der Pfründner-Anstalt in E 5. 1839 finden wir ihn unter den Vorstehern der Ressource, 1848 unter den Mitgliedern des Neuen Vaterländischen Vereins und schließlich 1864 bei den Mitgründern der Gesellschaft der Ärzte in Mannheim. Den Nationalliberalen schließt er sich bei der Gründung an.

1933 gab es in Mannheim 60 jüdische Ärzte, darunter Dr. Paul Kaufmann (geb. 1884) in F 3, 21.

MILITÄR- UND KRIEGSDIENST

Dr. Leopold Ladenburg, auf jüdischer Seite der juristische Kopf der Emanzipationsbewegung, beruft sich in einer seiner frühen Schriften zur Gleichberechtigung u. a. auf die Teilnahme von Glaubensgenossen an der Völkerschlacht von Leipzig. In Mannheim konnten sogar etwas früher Beispiele für Militärdienst von Juden in dieser Zeit aufgespürt werden. So zieht 1812 mit der Großen Armee der Bäcker Abraham Dinkelspiel (geb. 1793), ein Enkel des obigen Löb Moses Dinkelspiel, nach Rußland und kommt nicht mehr zurück.

Besser dokumentiert ist das Schicksal seines Verwandten Samuel Dinkelspiel (geb. 1792), dessen Testament noch erhalten ist. Als *Einsteher* (Vertreter eines Rekruten) tritt er am 30. November 1811 gegen 250 Gulden Handgeld, die in der Garnison zu Mannheim hinterlegt werden, und 20 Gulden bar in das großherzoglich-badische Infanterieregiment Nr. 3 ein. Am 7. Februar 1812, kurz vor dem Ausrücken nach Rußland, faßt er sein Testament in hebräischer Schrift ab, da er die deutsche nicht beherrscht. Als sich der als Erbe eingesetzte Bruder Adolf (1783–1848) 1817 um die Herausgabe des Geldes bemüht, erfahren wir, daß man Samuel in einem Städtchen in der Nähe von *Wittepschk* (Witebsk ?) im Spital zurückgelassen hatte, wo er einer sehr schweren Krankheit erlegen sein muß.



Anfang des eigenhändigen Testaments von Samuel Dinkelspiel (geb. 1792), Soldat in Napoleons Großer Armee, 1812.

Aus dieser frühen Zeit verdient Salomon Löb Sondheimer (um 1771–1847) der Vergessenheit entrissen zu werden. Denn er erhält als Mindestfordernder die Versorgung des hiesigen Feldlazaretts übertragen. Die deutsche Presse und Kommissionen loben die hervorragenden Zustände im Hospital und den patriotischen Eifer Sondheimers. Dafür erhält er 1818 als wohl erster Jude vom Großherzog zunächst die *Silberne Civilverdienstmedaille* und 1838, inzwischen Hoffaktor, die *Kleine Goldene Civilverdienstmedaille, mit Oehr und Band.*

Auch in der Mannheimer Bürgerwehr finden wir jüdische Mitglieder. 1836 erscheint der Schreiner Konrad Hallerstein bei den Grenadieren; Heinrich Ladenburg, Moritz Hohenemser und andere gehören zur Kavallerie.

Durch eine Ehrung beim Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten 1926 erfahren wir von der Teilnahme jüdischer Soldaten an den Kriegen 1866 und 1870/71. Zur Erinnerung an die jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs hatte die Gemeinde 1921 am Hauptportal der Synagoge in F 2,13 zwei Gedenktafeln mit den Namen ihrer Gefallenen enthüllt.

Die zeitgenössischen Quellen und Veröffentlichungen beweisen auch die hervorragende Teilnahme der deutschen Juden aller politischen Richtungen an der Kriegsfürsorge in der Heimat. In der Nähstube des »Nationalen Frauendienstes« wirkte als ehrenamtliche Mitarbeiterin beispielsweise die Frau von Siegfried Metzger, Teilhaber der Firma Hirsch Schuster in F 3.

HANDEL, BANKEN UND GEWERBE

Neben der schon erwähnten Eisenhandlung Emanuel Dinkelspiel gründete Mitte des Jahres 1808 Hirsch Schuster (um 1773–1852) das zweite Geschäft dieser Branche in F 3. Kaufmännische Erfahrung und wohl auch einen Teil des Startkapitals hatte er sich als Angestellter in der später Abraham Nauen senior genannten Firma (Eisenhandlung) erworben. Durch die Wiederaufbauphase und die später einsetzende Aufwärtsentwicklung Mannheims (Baukonjunktur) begünstigt, arbeitet er sich hoch. Sein Kundenkreis erstreckt sich, nach 1933 vorhandenen Aufzeichnungen, vom badischen bis zum pfälzischen Hinterland und sogar noch ins Elsaß. Da er keine Söhne hat und der Schwiegersohn David Baer (1823–1883) aus Weingarten, Lederhändler in F 3, 21, nicht einsteigt, leitet nach dem Tod der Eltern die ledige Tochter Jeanette (1824–1909) die Firma. Um 1897 zieht sie sich zurück, bleibt aber den Kunden noch lange als das kleine, flinke *Frailain* Schuster in Erinnerung. Ihr seit spätestens 1888 beteiligter Neffe Arthur Baer (geb. 1850) nimmt wohl 1898 Siegfried Metzger (1865–1920) und Hermann Hamburger (1868–1927) als Mitinhaber auf. Unter diesen neuen Kräften erfolgt sofort die Vergrößerung der Eisen- und Messingwarenhandlung durch den Kauf von F 3, 19.

Von der angesehenen Firma Israel Aberle Söhne, F 3, 13/13a besitzen wir in den 1833 erschienenen *Sehenswürdigkeiten von Mannheim* eine kurze Beschreibung: *Eine Reihe von Sälen und Zimmer mit Möbels aller Art, Spiegel, Pendel-Uhren und sonstige Kunstgegenstände finden Sie. Fremde, die ihren Wohnsitz auf längere Zeit in Mannheim zu nehmen gedenken, können sich mit allem Erforderlichen leihweise einrichten lassen; auch besitzt diese Handlung eine*

große Sammlung von Gemälden und Kupferstichen. Obwohl das Geschäft um 1877 aufgelöst wurde, verbinden sich mit dem Namen Aberle noch heute die Begriffe Kunstsinn und Mäzenatentum: durch ihre große Stiftung zum Bau der Kunsthalle. Salomon Aberle gehörte zur Zeit des Neubaus der Synagoge in F 2 wie Salomon Maas (um 1781–1853) dem Synagogenrat an.

Letzterer hatte sich zunächst als Kaufmann und Gastwirt betätigt. Vorteilhaft war sicher auch seine Heirat mit der *Erbtochter* des Wolf Gabriel May, die F 3,7 in die Ehe brachte. Maas konzentriert sich dann auf seine Gold-, Silber-, Uhren- und Schmuckwarenhandlung, ist aber gleichzeitig schon Geldhändler (1841) und schließlich Bankier.

Vermutlich ebenfalls aus dem Juwelenhandel entwickelte sich das Bankhaus Ladenburg. Dessen Begründer Wolf Hajum Ladenburg wird durch Wiederverheiratung seiner verwitweten Schwester Deiche/Dänge 1793 Schwager von Hirsch Levi Hohenemser, dem Gründer der anderen großen Privatbank in Mannheim. Dieser wird am 31. Januar 1810 als erster Jude in die Handlungsinnung aufgenommen (drei Wochen später folgt ihm Emanuel Dinkelspiel). Verschiedene Zeitungsanzeigen verraten uns einige Betätigungsfelder der Firma H. L. Hohenemser: 1811 Lotteriegeschäfte, 1822 Auszahlen der Zinsen für Obligationen der Stadt Heidelberg, 1827 *Agent des königl. württembergischen Kreditvereins für Mannheim und Umgebung.*

Sein Sohn Joseph, der die eigene Cousine Regine Ladenburg (1796–1876) heiratet, setzt die Bankgeschäfte erfolgreich fort. 1847 wird er neben Ministerialrat Brauer von der

Anzeigen aus verschiedenen Mannheimer Zeitungen, 1816–1837.

Weine.

Feinſter Sillery-Champagner, mouſſirender Rheinwein, Bordeaux Chat. Lafitte, und weißer Bordeaux Graves, ſüßer Roussillon Bagnouls, weißer Hermitage, Muscat Rivesaltes, erſte Sorte, alter Malaga und Madeira, Xeres, 1822r Nierſteiner und 1794r Laubenheimer, Piſporter Moſelwein, 1827r Aßmanshäuſer und rother Narbonne, welche ſämmtliche Sorten ihrer Aecht- und Vorzüglichkeit wegen nur Beifall finden müſſen.

Brandwein, feine Liqueurs etc.

Eau de Noyaux, de coing, d'or, huile de roses, de framboises, Chocolade, Curaçao und Extrait d'Absynthe, ächter Arac de Batavia, alter Rhum de Jamaica und feiner franzöſiſcher Cognac, Punſch-Eſſenz, rothes und weißes Mannheimer Waſſer, rother und weißer Doppelkümmel, Zwetſchgen- und Kirſchenwaſſer, Magenbitter, Pfeffermünz, Alcohol, Treſter und ordinärer Brandwein, deren Qualität nichts zu wünſchen übrig läßt. Ferner verſchiedene Sorten Eſſig, beſtes Rüb-, Magſaamen- und Lampenöl, große ſaftige Citronen und Orangen, Roſinen und Feigen u. ſ. w.

Daniel Loeb
in Lit. F 3 No. 7.

[151] In Lit. F 3 No. 3, der Synagoge gegenüber, ſind 2 Gaupenzimmer für einen einzelnen Herrn zu vermiethen und den 1. October zu beziehen.

In Lit. F 3 No. 11 iſt eine doppelte Hecke mit 6 Kanarienvögeln um billigen Preis zu haben.

☞ **Anzeige und Empfehlung.**

[235] Ich zeige hiemit an, daß ich das unter der Firma meines ſeel. Mannes, Heskel Mamelsdorff, fortgeführte Geſchäft meinen beiden Söhnen, David und Seeligmann, übertragen habe, danke für das mir geſchenkte Zutrauen, und bitte, es denſelben fortzuſchenken.

Heskel Mammelsdoff, Wittwe.

Auf obige Anzeige uns beziehend, führen wir das Geſchäft in den bekannten Artikeln fort, und werden uns beſtreben, dem bisher unſerm Hauſe geſchenkten Zutrauen in jeder Hinſicht auch fernerhin zu entſprechen.

David und Seel. Mammelsdorff.
Firma Heskel Mammelsdorff.

Bei Handelsmann Meyer Heymann in Lit. F. 3. No. 15. iſt ächtes türkiſches Garn, für deſſen Farbe gebürgt wird, und alle Sorten Einſchlaggarn in billigſten Preiſen zu verkaufen; auch ſind wieder die verlangten Kriſtall Himmelblau- Granat- Strikperlen, und alle Sorten engliſche Strik- Stik- und Nähbaumwolle von vorzüglicher Güte in ſehr billigen Preiſen zu haben.

Bei Joſ. Hachenburg der Synagoge gegen über iſt weißwerkenes Tuch Stükweis die Elle zu 11 kr., und graues zu 9 kr. per Elle in Kommiſſion zu verkaufen.



Joseph Hohenemser (1794–1875), Bankier, 1847.

großherzoglich-badischen Regierung zur Beratung einer allgemeinen deutschen *Wechsel-Ordnung* nach Leipzig entsandt. Nachdem 1866 seine Vettern Ludwig (1817–1877) und Seligmann Ladenburg wohl als erste Mannheimer Juden das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens erhal-

Regine Hohenemser geb. Ladenburg (1796–1876), Ehefrau des Joseph Hohenemser.



ten, wird Joseph Hohenemser mit dieser Auszeichnung im folgenden Jahr geehrt.

Die drei genannten Banken sind 1870 Mitgründer der Rheinischen Creditbank und 1871 der Rheinischen Hypothekenbank. An beiden Geldinstituten beteiligt sich auch die bedeutende Tuchhandlung Josef Darmstädter Söhne. Sie wurde 1785 gegründet und erlosch 1913. Der Kauf der Häuser F 3,6 (1802) und F 3, 5 (1832) – in diesem Hause hatte 1777/78 Mozart logiert – bezeugt die Expansion des Familienbetriebs im ersten Drittel des 19. Jh.

1842 beteiligt sich das Handelshaus an der Gründung der Mannheimer Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft. Dem 1836 gebildeten *Eisenbahncomité* gehörte *Bankier Ladenburg* (mutmaßlich Wolf Hajum) an. Mit Hafenausbau und Eisenbahnanschluß waren die entscheidenden verkehrstechnischen Voraussetzungen für den Aufstieg und die Expansion Mannheims geschaffen. Die Bevölkerungszahlen verdeutlichen diesen Prozeß: 1836 21 651 Einwohner, davon 1 379 Juden (6,4 %); 1875 46 433 Einwohner, davon 3 853 Juden (8,3 %!); 1910 193 928 Einwohner, davon 6 474 Juden (3,3 %). Mag auch der jüdische Bevölkerungsanteil ausgangs des 19. Jh. wieder prozentual gesunken sein, seine große Bedeutung für unsere Stadt blieb. Sie wird erkennbar, wenn man beim Durchblättern des Adreßbuchs auf die Namen der Stadtverordneten, der Ärzte und Rechtsanwälte genauer achtet oder die Vorstandsmitglieder in den Vereinen und das Firmenregister studiert.

Möglicherweise als erster jüdischer Handwerker läßt sich der Bäckermeister Nathan Marx (1819–1894) aus Heidelsheim wohl 1844 in F 3 nieder. Vielleicht hatte ihn sein älterer Bruder, der Metzgermeister Salomon Marx (1812–1898), *nachgezogen.* Na-



Kurzwarengroßhandlung Emanuel Fuld, F 3, 7, Oktober 1914.

than eröffnet damals in seinem eigenen Haus F 3,14 seinen Betrieb, heiratet im folgenden Jahr und erwirbt das Bürgerrecht. Bäckerei und Haus veräußert er 1873 an seinen ehemaligen Gesellen Josef Scharff (geb. 1845) aus Freisbach, erwirbt dafür von der Familie Aberle F 3,13a und wendet sich dem Handel zu. 1920 zieht sich Josef Scharff aus dem Geschäft zurück. Bäckerei und Haus gehen jetzt in das Eigentum von Nathan Seeliger (geb. 1889) aus Stuhm bei Danzig über. 1924 eröffnet dieser eine Mazzenfabrik, die sich bis 1938 halten kann; dann muß Seeliger Geschäft und Haus unter dem Druck der Verhältnisse veräußern. Der Sohn Arno (geb. 1921) emigriert 1936 in die USA, die Eheleute Seeliger werden dagegen am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Die Ausreise in die USA gelingt wohl noch 1941.

Der zweite Bäcker in F 3 ist Gottfried Hirsch (geb. 1861) aus Sinzig. Er heiratet hier 1884 und errichtet gleichzeitig in F 3,10 seine Backstube. Bereits drei Jahre danach erwirbt er das Gebäude. Da er auch gelernter Konditor ist, erweitert er sein Geschäft 1896 um eine Konditorei, an die er 1898 ein Café anschließt. Die Zukunft des Betriebes scheint gesichert, als seine Tochter Sofie (geb. 1883) 1910 den Konditor Bruno/Bernhard Silberberg (geb. 1883) aus Oldenburg ehelicht und unter Beibehaltung des alten Namens die Firma fortgeführt wird. Zwölf Tage nach dem Pogrom vom 10. November 1938 fliehen die Silberbergs aber nach New York.

1900 eröffnet Josef Guggenheimer (1872–1913) von Heidenheim bei Gunzenhausen eine koschere Metzgerei in F 3, 11, das er 1906 kauft. Seine Witwe findet noch 1913 einen geeigneten Interessenten in David Mayer (geb. 1880) aus Müllheim, der während seiner Wanderschaft 1905 schon einmal bei Guggenheimer gearbeitet hatte. 1933 bricht auch für sie das Unheil herein. Frau



Koschere Metzgerei und Wurstfabrik Josef Guggenheimer, F 3, 11, Juni 1910.

Ella Guggenheimer (geb. 1878) emigriert 1936 mit ihren beiden Söhnen Wilhelm (geb. 1902) und Julius (geb. 1905) nach New York. David Mayer muß Existenz und Haus um 1938 aufgeben und flüchtet im folgenden Jahr nach Holland.

Mit diesen Schilderungen haben wir die Schwelle des Schicksalsjahres 1933 schon ungewollt überschritten. Die damals einsetzenden antijüdischen Maßnahmen löschten auch in Mannheim das jüdische Leben aus. Stellvertretend für alle jüdischen Opfer und Verfolgten wollen wir noch einige Schicksale aus F 3 skizzieren.

Die Eisenwarenhandlung Hirsch Schuster, die sich noch anderen Geschäftszweigen zugewandt hatte, schließlich 30–35 Angestellte beschäftigte und mit mehreren Wagen ihre Waren ausfuhr, muß 1936 veräußert werden. Die Witwe von Siegfried Metzger wandert noch 1939 nach Haifa aus, wo sich ihre Söhne Franz (geb. 1907) 1936 und Ernst (geb. 1904) 1937 hingewandt hatten. Die Witwe des Hermann Hamburger wird 1940 nach Gurs deportiert und von dort in ein Konzentrationslager im Osten verschleppt, wo sie umkommt. Ihr Sohn Josef (geb. 1904) emigriert wie sein gleichnamiger Vetter (geb. 1897) 1938 nach den USA bzw. Argentinien.

Der koschere Geflügelladen und die Wohnung der Familie Hermann Doiny (geb. 1885), F 3,18, werden am 10. November 1938 völlig verwüstet. Die Eheleute werden über Gurs nach Auschwitz deportiert und kommen dort um. Ihre Kinder Gertrud (geb. 1918) und Theodor (geb. 1921) wandern 1938 bzw. 1939 in die USA aus.

Dieses Schicksal wiederholt sich auch bei der Familie Max Rath (geb. 1884), die seit 1913 in Mannheim wohnt. Ihre Textilwa-

Eröffne Ende Dezember in meinem Hause F 3, 14 wieder eine

Mazzenfabrik

Bestellungen nehme schon jetzt entgegen.

Lieferung frei Haus.

Jos. Scharff Inh. Nathan Seeliger

Vertreter gesucht!



Uhren, Gold- und Silberwaren

H Goldmann

Uhrmacher

F 3, 3 - Telephon 9285

Gegenüber der Hauptsynagoge

Reparaturen werden auf Wunsch abgeholt.

Samstags geschlossen

Max Rath · Mannheim

Telephon Nr. 7612 F 3, 13 Telegr.-Adr.: Textilrath

Textilwarengroßhandlung

rengroßhandlung wird 1921 nach F 3,13 verlegt. Die beiden Söhne Kurt (geb. 1913) und Paul (geb. 1921) flüchten und leben heute wieder in unserer Stadt.

Salomon Oppenheimer (1865–1942), der letzte Toraschreiber in F 3,15/16, verstirbt 1942 im Konzentrationslager Noé. Robert Hirsch (1843–1935), 1875–1921 Kantor an der Hauptsynagoge, wohnhaft in F 3,8, bleibt dieser Leidensweg erspart.

Volker Keller

JÜDISCHE EINRICHTUNGEN VOR 1945

Um die religiösen, kulturellen und karitativen Bedürfnisse ihrer Mitglieder befriedigen zu können, unterhält eine jüdische Gemeinde bestimmte Einrichtungen. In besonders reichem Maß bildete sich das jüdische Gemeindewesen in Mannheim aus. Bereits 1664, also kurz nachdem der Kurfürst durch eine Konzession die Rechtsstellung der Mannheimer Juden gesichert hatte, existierten eine Synagoge, ein rituelles Bad und ein Friedhof. Jüdische Menschen jeder Herkunft und religiöser Richtung wurden hier heimisch. Was die eigentliche Gemeinde nicht leisten konnte oder wollte, ermöglichten Stiftungen, Vereine oder private Gründungen, die häufig in späteren Jahren in Gemeindeeinrichtungen umgewandelt wurden. Im Gegensatz zu anderen Städten, wo sich sogenannte Austrittsgemeinden durch Abspaltung bildeten, berücksichtigte die Mannheimer Einheitsgemeinde die Bedürfnisse aller ihrer unterschiedlichen Gruppen und Bewegungen.

Im folgenden sollen die wichtigsten Einrichtungen der Gemeinde und anderer jüdischer Organisationen Mannheims vorgestellt werden.

Die Synagogen

Wie das griechische synagogein (sich versammeln) und das hebräische Wort für Synagoge, Bet Haknesset (Haus der Versammlung), ausdrücken, sind Synagogen Versammlungshäuser. In ihnen wird das Wort Gottes gelehrt und erklärt. Die jiddisch-deutsche Bezeichnung *Schul* weist auf diese Bestimmung von Synagogen hin. So ist das Bet Haknesset ein Ort der Lehre und des Gebets, doch haben Synagogen keine sakrale Bedeutung wie etwa der Tempel in Jerusalem.

Die Lehre Gottes, die in den fünf Büchern Moses (Tora) festgehalten ist, bildet das Zentrum der Synagoge. Die Torarollen werden im Aron Hakodesch (Toraschrein, Heilige Lade) aufbewahrt, der sich in einer Nische oder Apsis der Südostwand befindet (Ausrichtung nach Jerusalem). Die Türen des Schreins bedeckt ein kunstvoll verzierter Vorhang, der Toravorhang oder Parochet. Darüber hängt das Ewige Licht (Ner Tamid), das sich, ähnlich wie in der katholischen Tradition, vom Ewigen Licht im Tempelheiligtum ableitet. Es gilt als Symbol der *Stätte des Geistes*. In der Nähe der Heiligen Lade steht das Pult des Vorbeters. In traditionellen Synagogen steht in der Raummitte ein über mehrere Stufen zugängliches Podest, die Bima oder der Almemor. Vom darauf befindlichen Tisch, dem Schulchan, wird die Tora vorgelesen. Auch bestimmte Gebete trägt der Kantor von hier aus vor. Zwei Richtungen, zum einen die nach Jerusalem ausgerichtete Gebetsachse, die durch den Aron Hakodesch vorgegeben ist, und zum anderen der Blick zum Almemor, der *Mitte des Gesetzes*, sind im Grundriß der traditionellen Synagoge vereint.

Frauen sind von der Lehre her nicht zum Synagogenbesuch verpflichtet, und so

war in den meisten alten Synagogen nur ein Raum für Männer vorgesehen. Später baute man, oft erst nachträglich, Räume für Frauen ein oder an, wobei die *Frauenschul* durch Mauern von der *Männerschul* abgetrennt war. Nur durch Fensterschlitze oder vergitterte Öffnungen hindurch konnte der Gottesdienst von den Frauen verfolgt werden.

Bis zum 19. Jh. wiesen Synagogen in Deutschland keine besonderen Stilmerkmale auf. Meist waren es schlichte Gebäude, oft in Höfe zurückgezogen und unauffällig, um ja nicht die Mißgunst der christlichen Umwelt hervorzurufen. Mit der beginnenden Emanzipation änderte sich das. Die Gemeinden waren mit steigendem Selbstbewußtsein zunehmend bestrebt, auch im Synagogenbau Eigenständigkeit zu demonstrieren. Synagogen sollten als Kultgebäude in Erscheinung treten. Zunächst orientierte man sich an der Kirchenbaukunst, in der damals der Klassizismus vorherrschte. Seit den dreißiger Jahren des 19. Jh. tauchten zunehmend *maurische* Formen im Synagogenbau Süddeutschlands auf. Der *maurische* oder *islamische* Stil sollte an die orientalische Herkunft des Judentums erinnern und einen deutlichen Kontrast zu christlichen Kirchen bilden.

Während die 1855 eingeweihte Hauptsynagoge nur in ihrer ornamentalen Ausmalung neuislamische Elemente aufwies, schöpfte der Architekt der 1887/88 umgebauten Klaussynagoge aus dem *maurischen* Formenrepertoire. Sowohl der Synagogenraum als auch die Straßenfassade mit Wohnungen und Geschäftsräumen waren überreich mit neuislamischen Stilelementen ausgeschmückt.

Die Fassade und Anlage der Hauptsynagoge hingegen erinnert eher an eine frühromanische oder byzantinische Kirche, Formen, die z. B. auch bei dem 1854–61 erbauten neuromanischen Westwerk des Speyerer Doms aufgegriffen wurden. Wir haben hier eine Synagoge im *Rundbogenstil* vor uns. Als Vorbild für diesen Stil- und Gebäudetyp wirkte die Synagoge in Kassel, die in den Jahren 1836–39 nach den Plänen der Architekten Schuchardt und Rosengarten entstand. Viele Gemeinden übernahmen damals die Bauprinzipien des jüdischen Architekten Rosengarten, da diese sich in die allgemein einsetzenden Assimilationsbestrebungen der Juden im 19. Jh. einpaßten. Rosengarten begründete nämlich die Wahl des Rundbogenstils mit dem Hinweis auf die mit den Christen gemeinsame Bautradition der Frühromanik. Betont lehnte er dagegen den damals im Synagogenbau ebenfalls üblichen ägyptischen oder maurischen Stil als *zu wenig vaterländisch* ab. Der Rundbogenstil wurde zum Integrationsfaktor, zumal er damals auch im historistischen christlichen Kirchenbau oft Anwendung fand. Gotische Stilformen wurden jedoch für Synagogen als *zu christlich* abgelehnt. Andere Stilformen, z.B. nach klassizistisch-antiken Vorbildern, die ebenfalls im deutschen Synagogenbau verwendet wurden, treten hier nicht auf.

Während der Emanzipations- und Assimilationszeit veränderten die deutschen Synagogen nicht nur ihr Äußeres, sondern auch ihre innere Anordnung. Waren bisher *Männer-* und *Frauenschul* streng voneinander abgesondert, verlegte man die Frauenplätze nun auf die Galerien, wo ohne weitere Abtrennung die Teilnahme am Gottesdienst möglich war. Der Almemor in der Mitte des Raumes verschwand, nur der Schulchan, der Toratisch, blieb übrig. Er rückte auf die Estrade vor den Aron Hakodesch, was an die Anlage eines christlichen Altars erinnerte. Während traditionsgemäß der Synagogengrundriß die Gebetsachse nach Osten mit der Richtung zum Raumzentrum vereinte, was, bau-

lich gesehen, das Einseitige mit dem Allseitigen verbinden sollte, wurde nun die Raumordnung wie in christlichen Kirchen auf eine Achse gebracht. Gegner der Reformbewegung sahen in dieser Ausrichtung die Zerstörung des synagogalen Grundrisses.

Der Einbau von Musikinstrumenten in Synagogen ist eine Erscheinung des 19. Jh. Traditionsgemäß bestand der Gottesdienst nur aus dem gesprochenen und gesungenen Gebet der Gemeinde und des Kantors. Erst mit der Assimilation entstand der Wunsch nach einer instrumentalen Ausschmückung des Gottesdienstes. Die Mannheimer Hauptsynagoge erhielt die erste Synagogenorgel in Baden (erst 1875 folgten die Karlsruher diesem Beispiel). Um diese, in Übereinstimmung mit der Mehrheit der Gemeindemitglieder beschlossene Neuerung durchführen zu können, mußte der Synagogenrat das Einverständnis des Oberrates der Israeliten in Karlsruhe einholen. Nachdem sich eine Anzahl konservativer Mannheimer Gemeindemitglieder in einer Petition an das badische Ministerium des Innern gegen die Einführung der Orgel ausgesprochen hatte (1853), teilte der Oberrat erst kurz vor der Einweihung der Synagoge dem Mannheimer Synagogenrat mit, *daß man vom religionsgesetzlichen Standpunkte aus gegen die beabsichtigte Einführung der Orgel nichts zu erinnern habe, daß man jedoch wünschen müsse, daß von dieser neuen Einrichtung nur ein solcher Gebrauch gemacht werde, daß hierdurch ein etwaiger Zwiespalt unter den dortigen israelitischen Gemeindegliedern vermieden werde* (B. Rosenthal).

Mit der Einweihung der Hauptsynagoge trat die neue liberale Gebetsordnung in Kraft, und der gemischte Synagogenchor begleitete von nun an die Gottesdienste. *Die Tempelweihe wurde zur Geburtsstunde des religiösen Liberalismus in Mannheim* (Julius Moses), aber auch in ganz Baden, denn bald ahmten andere Gemeinden das Mannheimer Vorbild nach.

Doch es kam auch Kritik. Nicht nur von orthodoxer Seite trafen die in der neuen Synagoge zum Ausdruck gebrachten Reform- und Assimilationsbestrebungen auf Ablehnung. Die liberale *Allgemeine Zeitung des Judenthums* von 1855 wehrte sich gegen zu starke Überfremdung am Bau der Mannheimer Hauptsynagoge: . . . *nichtjüdisch erschien uns, daß der »heilige Gottesname« unter einer Sonne über der heiligen Lade steht; überhaupt erschien mir, daß die jüdische Theologie bei dem Bau nicht zu Rate gezogen worden; denn die Kreuzesform am Giebel außen* (er meint die kreuzförmigen Krabben oder Zinnen) *und an dem Getäfel der Galerie sind Reminiscencen christlicher Architektur. . . Der ganze Tempel ist ein Prachtbau, zu prachtvoll, zu katholisch geschmückt für den reinen Jehova-Cultus. Immerhin aber ein schönes Zeugnis für die Opferbereitschaft der Mannheimer Gemeinde.*

Erst im 20. Jh. besann man sich im Synagogenbau in Deutschland wieder mehr der traditionellen Einrichtung, zumal in orthodoxen Synagogen. Beim Umbau der Klaussynagoge 1929/30 erhielt der Betsaal wieder einen zentralen Almemor.

Die Frauenempore wurde durch ein Gitter abgetrennt, das den Blickkontakt zwischen Männern und Frauen im Gottesdienst zumindest symbolisch einschränkte.

Die Einrichtung der polnischen Betstübel folgte ganz den traditionellen Bestimmungen: Strikte Trennung von Frauen und Männern durch Wände oder dicke Vorhänge, ein zentraler Almemor und natürlich keinerlei Musikinstrumente im Betraum.

DIE HAUPTSYNAGOGE

In der Konzession Karl Ludwigs an die deutschen Juden Mannheims von 1660 ist bereits von einer *Schul* die Rede, in der die Gemeinde ihren eigenen Rabbi, Vorsänger und Schulmeister halten dürfe. Auch in den Ratsprotokollen der folgenden Jahre wird mehrfach eine *Schul* erwähnt, deren Standort jedoch nicht bekannt ist.

Eine *neue* Synagoge wird erstmals im November 1670 genannt. Für diesen Neubau bezogen die Juden Material vom kurfürstlichen Bauamt in der Friedrichsburg. Liselotte von der Pfalz erwähnt diese *artig wohlgebaute Synagog* in einem ihrer Briefe. Der Bau stand bereits auf der Stelle der späteren Synagogen in F 2, 13/15. Auf demselben Grundstück erbaute die Judenschaft ein Gemeindehaus, ein Spital, einen Backofen (*Schabbesofen* zum Wärmen der Speisen für den Sabbat) und ein Armenhaus. Als 1689 die Stadt von den Franzosen zerstört wurde, fielen auch diese Gebäude in Schutt und Asche.

Um die Jahrhundertwende bevölkerte sich die Stadt wieder; auch die Juden kehrten zurück und bauten ihre Synagoge wieder auf. Der Synagogenbau von 1705 erforderte 6 000 Gulden, ein für damalige Verhältnisse hoher Betrag, den die Mannheimer Gemeinde jedoch ohne größere Schwierigkeiten aufbringen konnte. Das Gebäude wurde mehrmals durch Umbauten verändert; seit 1767 ist neben der alten auch von einer neuen Frauenschul die Rede, 1771 wird eine *obere Männerschul* erwähnt.

Die Plätze in der Synagoge waren überwiegend Privateigentum. Über Kauf, Verkauf und Verpfändung führte die Gemeinde ein Kataster. Bereits 1705 stellte die Regierung in Sachen Synagogenplätze die alleinige Zuständigkeit der Gemeinde fest.

Aus dem Jahr 1824 stammt folgende Beschreibung der Synagoge: *Gegen die Straße schließt eine Mauer mit einem Geländer den dazu gehörigen Vorhof ein. Im Hintergrunde steht das Gebäude in einfachem Style aufgeführt, mit einigen hebräischen Inschriften. In ihrem Inneren erblickt man die, den jüdischen Gesetzen entsprechende, Einrichtung. In der Mitte stehen die Stühle der Vorsänger mit Verzierungen. Die Weiber haben ihre eigene Schule, aus welcher vergitterte Fenster in die Hauptschule gehen, um sie den Männerblicken zu entziehen, und damit kein Theil den andern in der Andacht störe* (J. G. Rieger).

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jh. genügte dieses Gebäude der wachsenden Gemeinde nicht mehr. In jahrelangen Beratungen über Umbau- und Erweiterungspläne gelangte man bis zur Mitte des Jahrhunderts zu der Ansicht, daß ein Neubau unumgänglich sei. Der Synagogenrat schrieb in seiner Begründung: *Die gegenwärtige Männer-Synagoge ist nemlich zu klein, so daß seit etwa 16 Jahren keine Plätze für die neu zugehenden Gemeinde-Mitglieder vorhanden sind. Nur die älteren Gemeinde-Mitglieder haben feste Plätze, welche nach deren Absterben in der Familie vererbt werden, und es ist daher auch keine Aussicht für jüngere Gemeinde-Mitglieder vorhanden, etwa später Plätze erwerben zu können. Die Frauen-Synagoge ist nach rituellem Gebrauch von der Männer-Synagoge getrennt; die Räume derselben stehen nur durch kleine Löcher in Verbindung mit dieser. Da nun der Gottesdienst lediglich in der Männer-Synagoge stattfindet, so sind die Frauen von diesem beinahe gänzlich abgeschlossen. Zudem sind die Frauen-Synagogen dunkel und kalt, wie überhaupt das ganze Gebäude sehr alt*

ist und einer durchgängigen Reparatur bedarf. Nachdem die Gemeinde in einem *Abstimmungs-Circular* sich mit dem Neubau und seiner Finanzierung einverstanden erklärt hatte, einigte man sich bei der Suche nach einem Bauplatz auf die Stelle der alten Synagoge in F 2,13. Auch der Vorhof und der Raum des an der Straße stehenden Gebäudes, welches das Sitzungszimmer, die Registratur und die Dienerwohnung enthielt, sollten überbaut werden. So wurden diese Gebäude 1851 abgerissen.

Vorher rettete man ein schmiedeeisernes Oberlichtgitter mit der Darstellung der Kundschafter Josua und Kaleb aus getriebenem Blech aus der alten Synagoge; es wurde im Haus der Familie Aberle in F 3,13 eingebaut. 1918 vermachte Israel Aberle dieses Oberlichtgitter dem Altertumsverein; von 1926 bis 1933 war es im *Zunftsaal* des Schloßmuseums ausgestellt. Das Original verwahrt heute das Reiß-Museum; zwei Kopien davon sind 1987 in den Eingängen des neuen Gemeindezentrums in F 3 eingebaut worden.



Josua und Kaleb mit der Traube vom Oberlichtgitter des Hauptportals der Synagoge F 2, 13, Eisenblech, 18. Jh., Zustand 1987.

Der Architekt der Hauptsynagoge, Ludwig Lendorff aus Heidelberg, erlebte noch die Fertigstellung des Rohbaus im November 1852. Kurz darauf, im Februar 1853, starb er. Sein Nachfolger wurde Professor Friedrich Eisenlohr, der am Polytechnikum in Karlsruhe lehrte. Eisenlohr war einer der führenden Architekten in Baden und Erbauer von Kirchen. Er entwarf die Pläne für den Toraschrein und die Bildhauerarbeiten in der Hauptsynagoge. Sein Schüler, Baupraktikant Heinrich Lang, hatte bereits seit Beginn des Baus die Ausführung mit überwacht, verschiedene Teile der plastischen Verzierungen entworfen und die Zeichnungen für die Türen und Tore und andere Details angefertigt. Als im Sommer 1853 auch Eisenlohr starb, übernahm Lang die Aufsicht ganz und leitete die Bauarbeiten bis zur Fertigstellung.

Der Aron Hakodesch wurde im Januar 1854 aufgestellt, die Bodenlegung war im September abgeschlossen, die innere Ausstattung im Oktober 1854 vollendet. Zur Ausmalung der Wände gewann die Gemeinde den Münchner Maler Josef Schwarzmann, der kurz zuvor im Auftrag König Ludwigs I. den Innenraum des Speyerer Doms ornamental ausgemalt hatte. In der Hauptsynagoge verliehen seine goldverzierten, arabeskenhaften Fresken im maurischen Stil dem Raum eine fast mystische Stimmung. Auch der bekannte Mannheimer Theatermaschinist und -dekorateur Josef Mühldorfer war an der Planung und Bauausführung beratend tätig.

Die letzten Endes erreichten Baukosten lagen mit 85179 Gulden weit über der veranschlagten Summe. Während des Baus wurden wesentliche Verbesserungen und Verschönerungen beschlossen und ausgeführt. Die dadurch entstandenen Mehrkosten wurden von der Gemeinde durch viele



Hauptsynagoge F 2, 13 und Schiffhaus F 2, 14 (Eckgebäude), Oktober 1914.

und großzügige Stiftungen aufgefangen. U.a. spendete ein anonymer Geldgeber die große Orgel, die so viele Auseinandersetzungen verursacht hatte.

Die Einweihung der neuen Hauptsynagoge fand am Abend des 29. Juni 1855, dem Beginn des Sabbats statt. Die Pracht des Bauwerks spiegelt sich in einem begeisterten Artikel, der 1855 in mehreren Zeitungen abgedruckt wurde:

Da ist gewiß keiner, den diese Zierde der hiesigen Stadt nicht mit Bewunderung erfüllt, auf den die Harmonie in den Verhältnissen und die Konsequenz des Stils nicht den wohltuendsten und erhebendsten Eindruck... gemacht.... Bis auf die kleinste Verzierung herab getreu dem byzantinischen Stil, steigt der großartige Bau in einer Höhe von mehr denn 70' empor. In einer Länge von 60' erstreckt sich das Schiff des Tempels bis zum Heiligen Schrein. Die Breite des Schiffes beträgt 30'; die Decke bilden zwei gleiche Kuppeln, deren Wölbung durch Blau mit Gold geschmückt ist. Auf Bogen und Säulen ruhend, zieht sich um das Schiff die geräumige Galerie, gleich dem übrigen Mauerwerk aus gehauenem Sandstein gefügt. Die Säulen, nach Maßgabe der zehn Gebote zehn an der Zahl und massiv aus schwarzem Marmor aus Nassau-Dietz, zeichnen sich außer der Schönheit des Materials ganz besonders auch durch ihre antik-byzantinischen, würfelartigen, mit angemessenen Emblemen verzierten goldgeränderten Capitäler aus. Die Wände sind mit goldverzierten Arabesken-Fresken, ähnlich wie beim Speyrer Dom, bemalt. Der Boden besteht aus einem Mosaik von Solenhofer Stein, jener der Estrade vor dem Heiligen

Schrein aus Marmorplatten von schwarzer und weißer Farbe; der Schrein selbst ist aus karrarischem Marmor und ungefähr 30' hoch. Die Fenster bestehen zum Teil aus Glas mit milchfarbigem Schliff, zum Teil aus buntgefärbten. Die Kandelaber sind aus Bronze und vergoldet, Schnitzwerk und sonstige Holzarbeiten nebst der Orgel sämtlich massiv von Eichen. Das Ganze ist gediegen, prächtig, ohne Überladung.

Das Hauptportal führte über einige Stufen in eine offene Vorhalle, von der die mittlere Tür unter einer hebräischen Inschrift in die Männersynagoge führte. Zwei Seitentüren erschlossen die Treppenhäuser für die Frauen- und Orgelemporen. Diese Wendeltreppen waren in den Eckrisaliten untergebracht; außer von der offenen Vorhalle konnte man sie auch noch von den seitlichen Höfen her betreten. So blieb die Möglichkeit, für die Frauen und Männer entweder einen gemeinsamen oder getrennte Eingänge zu wählen. Auch die Männersynagoge besaß zusätzlich seitliche Eingänge.

Der ganze Innenraum war mit einer sichtbaren Holzdecke geschlossen: Das zweijochige Mittelschiff besaß zwei gleiche Kuppeln, die Decken der Seitenschiffe folgten der Dachneigung. In den Seitenschiffen befanden sich die Frauenemporen; an der Westseite war die Empore zweistöckig angeordnet. Dort stellte sich der Synagogenchor auf; auch die Orgel befand sich an der Westseite. Sie war zweiteilig konstruiert, um die Fensterrosette der Hauptfassade nicht zu verdecken. Eine ebensolche Rosette befand sich an der Ostseite über der Heiligen Lade.

Inneres der Hauptsynagoge F 2, 13, um 1900.



Seitlich fiel Tageslicht durch dreiteilige Rundbogenfenster ins Innere. Den Blickpunkt des Synagogenraums bildete der Aron Hakodesch, der ganz die polygonale Apsis der Ostwand ausfüllte. Über einem mächtigen, säulengetragenen Giebelaufsatz ragten die Gesetzestafeln. Davor stand auf einer dreistufigen Estrade das Vorlesepult. Eine Kanzel befand sich am letzten rechten Pfeiler des Mittelschiffes. Die Synagoge war von Anfang an mit einer Heizung ausgestattet und besaß zunächst Gasbeleuchtung. Später erhielt das Gebäude elektrisches Licht.

Über 80 Jahre lang war die Hauptsynagoge der Stolz der liberalen Gemeindemitglieder und diente ihrem Zweck zur Zufriedenheit aller. An den hohen Feiertagen freilich reichte ihr Platz nicht für alle Gottesdienstbesucher. Dann wurden Nebengottesdienste in angemieteten Räumen abgehalten, etwa im Casino in R 1, 1, in der Loge C 4, 12, im Ballhaus oder in den Räumen des Liederkranz in E 5, 4 bzw. ab 1936 in Q 2, 16.

Bereits im Jahr 1933 wurde die Hauptsynagoge von SA-Männern heimgesucht und demoliert. Noch war sie aber benutzbar, bis sie beim Novemberpogrom 1938 völlig zerstört wurde. Das Gotteshaus wurde gegen 6 Uhr gewaltsam geöffnet, Sprengstoff gelegt und gezündet. Als die Flammen nicht rasch genug um sich griffen, versuchte ein SA-Mann, einen Kronleuchter herunterzuschießen. Was vom Feuer verschont blieb, wurde zerschlagen. Die Aktion wurde als angeblich spontaner Volkszorn von SA-Leuten in Zivil ausgeführt. Am nächsten Tag durften Passanten die zerstörte Synagoge unter Bewachung von SA besichtigen, wenn sie etwas in die aufgestellten Sammelbüchsen des Winterhilfswerks warfen.

Die Ruine der Hauptsynagoge wurde etwa ab März 1939 von der Gemeinde zum Unterstellen von gespendeten Möbeln benutzt. Etwa 10–15 jüdische Männer wurden dort von der Gemeinde mit Arbeiten wie dem Zerkleinern von Brennholz beschäftigt. Ab Mai verhandelte die Stadtverwaltung mit der Gemeinde, um die Synagoge durch »Kauf« zu erwerben. Im Spätsommer 1939 gingen die Grundstücke F 2, 13–15 mit Gebäuden, also die Hauptsynagoge und die beiden angrenzenden Häuser, für 34 000,– RM in den Besitz der Stadt über. Während des Zweiten Weltkriegs wurde die Ruine durch Bombentreffer weiter beschädigt.

Die ausgebrannten Mauern der Hauptsynagoge standen noch 17 Jahre. Nach Kriegsende gingen sie in den Besitz der JRSO (Jewish Restitution Successor Organization) über, der Nachfolgeorganisation aller jüdischen Gemeinden in der amerikanischen Besatzungszone. Auf Initiative von Oberbürgermeister Dr. Hermann Heimerich entstanden Pläne für einen Wiederaufbau. Dazu kam es jedoch nicht. Auch die Erhaltung der Ruine als Mahnmal wurde nicht realisiert. An dem 1962 nach dem Abriß (seit Ende 1955) neuerrichteten Gebäude befindet sich eine Gedenktafel, die an den Standort der Synagoge erinnert. Einzelne Steine des Bauwerks fanden Verwendung als Gartenmauer an einem Haus in Käfertal. Ein Teil davon wurde 1987 im Foyer des neuen Gemeindezentrums in F 3 als Erinnerungsmal wieder eingebaut. Andere Fragmente ließen sich ehemalige Gemeindemitglieder ins Ausland mitbringen. Einige davon werden noch heute, z. B. in den USA, pietätvoll bewahrt. Auch die steinernen Gesetzestafeln vom Giebel des Aron Hakodesch konnten gerettet werden und fanden 1946 in der provisorischen Synagoge in R 7, 24, ab 1957 in der Maximilianstr. 6 Verwendung als Bekrönung der Heiligen Lade. Auch in F 3 sind sie wieder eingebaut.

DIE KLAUSSYNAGOGEN

Eine Klaus (von lat. clusa, abgeschlossener Raum) ist eine Art jüdisches Lehrhaus mit Synagoge, das in der Regel von einer oder mehreren Stiftungen unterhalten wird. Klausen wurden gegründet, um Möglichkeiten für intensive Tora- und Talmudstudien zu schaffen. Torawissen und Gelehrsamkeit galten als das erstrebenswerteste Ziel, und so besuchten viele, nicht nur reiche jüdische Männer in ihrer Jugend eine Jeschiwa (Talmudhochschule). Auch Berufstätige verbrachten oft ihre Freizeit im Bet Hamidrasch (Lehrhaus).

In Mannheim gab es drei Klausen, denen Synagogen angeschlossen waren: die Lemle-Moses-Klaus, die Michael Maysche und die Elias Hayumsche Klaus, die auch Stuttgarter Schul genannt wurde. Während die Lemle-Moses-Klaus die größte war und bis zur Zerstörung durch die Nationalsozialisten eines der wichtigsten Zentren der Gemeinde blieb, bestanden die beiden kleineren Klausen im 20. Jh. nicht mehr. Wenn die Rede von der *Klaus* war, meinte man damit stets die Lemle-Moses-Klausstiftung in F 1, 11.

Der Obermilizfaktor und Gemeindevorsteher Lemle Moses Reinganum (1666–1724) erhielt 1706 die kurfürstliche Erlaubnis, ein großes Lehrhaus zu stiften. Im September 1708, am Sabbat Ki Tawo, wurde die neu erbaute Synagoge der Klaus feierlich eingeweiht.

Lemle Moses Reinganum wachte zu Lebzeiten streng über die Einhaltung der Bestimmungen und zog bedeutende Gelehrte an die Klaus, deren Ruf bald zahlreiche Schüler nach Mannheim kommen ließ. Die Aufgaben der Klaus erweiterte Lemle Moses später um eine Elementarschule, in der eigene *Präzeptoren* (Lehrer) kleinere Kinder in Hebräisch Lesen und den Pentateuch (5 Bücher Mose) einführten.

Um diesen Mittelpunkt geistigen Lebens auch nach seinem Tod zu erhalten, verfügte Lemle Moses in seinem Testament, daß eine Summe von 100 000 Gulden zur ewigen Unterhaltung und Sicherstellung des Lehrhauses dienen solle.



Klausstiftung F 1, 11 nach dem Umbau 1929/30, 1930.

Bis weit ins 19. Jh. blieb die Lemle-Moses-Klaus in erster Linie eine Lehranstalt gemäß den Bestimmungen des Stifters. Besonders 1825–36 unter der Amtsführung des Klausrabbiners Jakob Ettlinger blühte sie zu einer bedeutenden Jeschiwa auf. Auch die is-

raelitische Volksschule war in der Klaus untergebracht. Mit der Einweihung der liberalen Hauptsynagoge 1855 verschob sich der Schwerpunkt vom Lehrhaus auf den gottesdienstlichen Bereich: Die Klaus wurde zum Sammelpunkt der orthodoxen Gemeindemitglieder, die hier ihren Gottesdienst nach althergebrachtem Ritus abhalten konnten. Wenn auch einige Klausrabbiner des 19. Jh. der Reformbewegung anhingen, so blieb die Klaus doch immer die orthodoxe Synagoge. Besonders Rabbiner Dr. Isak Unna (Amtszeit 1898–1935) brachte die Klaus als orthodoxe Einrichtung wieder zu Bedeutung und Ansehen.

Die beiden kleineren Klausen entstanden ebenfalls im 18. Jh. Gleichzeitig mit Lemle Moses Reinganum lebte der Gemeindevorsteher und Oberhof- und Milizfaktor Michael May (gest. 1737), der 1717 eine kurfürstliche Lizenz zur Errichtung einer Klaus erwarb. Daneben gründete er 1731 eine Brautausstattungsstiftung, die seinen Namen trug. Die Michael Maysche Klaus, die sich möglicherweise im Privathaus Mays in F 3 befand, hatte bis 1765 Bestand.

Eine weitere Klaus gründete Elias Hayum (gest. 1766), der wohl 1742 nach Mannheim kam. Vorher war er als Hoffaktor in Stuttgart tätig und arbeitete mit dem württembergischen Finanzminister Süss Oppenheimer (*Jud Süss*) zusammen. In Mannheim bekleidete der Hoffaktor, der auch Elia Stuttgart genannt wurde, das Amt des Gemeindevorstehers. Er machte eine Stiftung von 24000 Gulden, deren Zinsen hauptsächlich zur Brautausstattung bestimmt waren. 1758 wurde ihm erlaubt, eine *Judenschule* zu errichten, die auch *Maierschule* hieß. Durch sein Testament sicherte der Stifter die Zukunft der Privatsynagoge, die bis zum 12. Februar 1880 bestand. Sie befand sich im Haus von Elias Hayum bzw. dessen Erben in G 2, 19/20. Die Brautausstattungsstiftungen von Michael May und Elias Hayum hielten sich bis zur Zerschlagung der Gemeinde durch die Nationalsozialisten.

Die Gebäude der Lemle-Moses-Klaus befanden sich im südlichen Teil des Quadrats F 1, in F 1, 11 und F 1, 2. Wie die Klaussynagoge vor dem Umbau von 1887/88 aussah, beschrieb 1911 Helwine Jacobine Lindmann, die Tochter des Klausrabbiners Lipman Lindmann (Amtszeit 1845–1877). Im Hof stand ein dreistöckiges Gebäude, in dem sich unten die Synagoge befand.

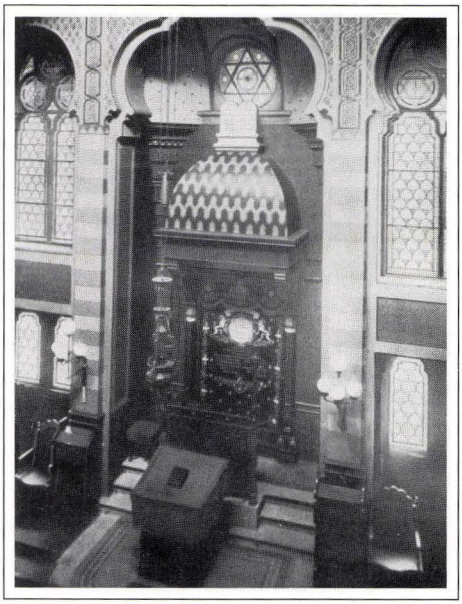
Oben wohnten mehrere Familien. Zu den oberen Stockwerken führte eine riesige steinerne Freitreppe, die auf zwei gewölbten Bogen ruhte. Die Synagoge war ein großer, halbdunkler Saal, zu dem man zwei Stufen hinabsteigen mußte; denn es steht geschrieben: Aus der Tiefe rufe ich zu Dir. Die vielen Fenster, welche alle mit schweren Eisenstäben vergittert waren, hätten schon Licht hineingelassen, wenn sie nicht auf düstere Höfe gegangen wären. Die Wände der Synagoge waren weiß gekalkt, das uralte hölzerne Gestühle war gelb gestrichen. Jeder Sitz hatte oben auf der Rückenlehne ein aufstellbares Brett, um das Buch darauf zu legen. Den Sitz konnte man aufdecken und in den darunter befindlichen Kasten das Tallis legen. Unter jedem Sitz befand sich ein eingelassener blecherner Leuchter für eine Kerze. Der Almemor war von Holz, die hölzernen Säulchen waren marmoriert. Die einzigen Kunstgegenstände des Raumes waren die Messing-Hängeleuchter, die aber durch Ruß und Alter geschwärzt und unscheinbar waren. Durch eine Mauer von der Männersynagoge getrennt und mit einem ganz abgesonderten Eingang unter der erwähnten Freitreppe, lag die Frauensynagoge, kurz Frauenschul genannt. Sie war klein und hatte ähnliche Sitze wie die Männerschul.

Über jedem Sitz klebte ein weißes Papier mit dem Namen der Inhaberin. An der Mauer, die beide Synagogen voneinander trennte, waren hoch oben zwei länglich runde, vergitterte Fenster, sogenannte œils de boeuf, die man öffnete, um besser die Stimme des Vorbeters zu hören. ... Ich habe nie einen kahleren, nüchterneren Raum gesehen.

Die Klausstiftung bestand damals aus drei Gebäuden, die untereinander durch Höfe, Treppen und Galerien zusammenhingen. Seit 1885 verhandelte die Klauskommission mit dem Oberrat der Israeliten in Karlsruhe über einen Umbau, der aus bautechnischen und sanitären Gründen notwendig geworden war. Auch sollte die Rentabilität der Stiftung durch Ausbau und Vermietung von Wohnungen und Geschäftsräumen erhöht werden. Der Vorschlag des Oberrats, die Klausgebäude zu veräußern, wurde in Mannheim energisch abgewehrt. So beschloß man einen grundlegenden Umbau der Klaus. Der in Mannheim lebende Architekt Wilhelm Manchot bekam den Planungsauftrag für dieses Bauvorhaben, dessen Voranschlag sich auf 100 000 M belief.

Die Neubauten entstanden in den Jahren 1887/88. Das Gebäude der Synagoge wurde an derselben Stelle wie sein Vorgänger im Hof, jedoch mit verändertem Grundriß erbaut. Hinter der Hauptfassade in F 1, 11 verbargen sich nun Wohnungen und im Hinterhaus waren die hebräische Schule, Kontore und eine Hausmeisterwohnung untergebracht. Die Wohnungen und Läden in dem nach der Breiten Straße gerichteten Teil waren zur Vermietung bestimmt, ebenso die Geschäftsräume im Erdgeschoß von F 1,11. Als Synagoge war die Stiftung äußerlich nicht zu erkennen, obwohl sie in der Akademiestraße (F 1, 11) durch ihre stattlich-pompöse, in ihrer Umgebung etwas fremdartig wirkende neuislamische Fassade auffiel.

Der im maurischen Stil gestaltete Synagogenraum hatte einen mehr als doppelt so breiten wie langen Grundriß. Er entsprach in seiner Länge den linken drei Fensterachsen der Straßenfassade. Die Nische für den Aron Hakodesch im Südosten war hofwärts aus-



Toraschrein der Klaussynagoge F 1, 11, um 1905.

gebaut. Ein im Norden angehängter Raum diente als Garderobe. Auf vier Säulen ruhte die dreiseitige Frauenempore, die durch zwei Treppenaufgänge vom Hof oder auch vom Inneren der Synagoge her zu erreichen war. Ihre 98 Plätze erhoben sich stufenförmig und waren zur Mitte des Raumes ausgerichtet. Die 127 Männerplätze im Erdgeschoß waren in vier Gruppen angeordnet. Der ungünstige Grundriß (flache Raumtiefe und extreme Breite) ermöglichte nicht von allen Plätzen einen freien Blick auf die Heilige Lade.

Am 29. November, dem ersten Chanukka-Abend des Jahres 1888, fand die feier-

liche Einweihung der neuerbauten Klaussynagoge statt. Nun besaßen auch die orthodoxen Gemeindemitglieder einen würdigen Betraum, in dem sie den Gottesdienst nach traditioneller Art und ohne Orgel abhalten konnten.

Im Frühjahr 1929 beschloß der Synagogenrat als Stiftungsbehörde den Umbau der Synagoge nach den Plänen des jüdischen Architekten Siegfried Seidemann. Der erweiternde Umbau der Klaussynagoge (Kostenvoranschlag 125 000 RM) schuf ein modernes, geräumiges Gotteshaus im Stil der Neuen Sachlichkeit, wobei die Straßenfassade fast unverändert blieb.

Anfang Juli 1929 wurden die Abbrucharbeiten begonnen und etwa einen Monat später der Wiederaufbau durch die Firma F. & A. Ludwig. Die angrenzenden Wohn-, Geschäfts- und Schulräume blieben z. T. bewohnt, einige wurden jedoch für die Vergrößerung des Betraums beansprucht. Der bisherige Männereingang (linker Torbogen) wurde zum Eingang für Frauen; dahinter wurde das Treppenhaus zur Empore eingebaut. Diese Treppe war durch das Rundbogenfenster über dem neuen Fraueneingang zu sehen; hierdurch trat die Synagoge erstmals andeutungsweise im Straßenbild in Erscheinung. Gleich rechts vom Fraueneingang schuf ein Durchbruch über zwei Fensterachsen den neuen Männereingang in rechteckiger Form. Auch über den Hof (durch das rechte Tor) konnte man das Erdgeschoß der Synagoge betreten. Der Betraum war nach dem Umbau 12 x 20,5 m groß. Der Aron Hakodesch stand auf einer vierstufigen Estrade in der halbrund ausgebauten Südostwand. Seine breite, kubische Umfassung aus grünblauem griechischem Marmor stellte ebenso eine großzügige Stiftung von Klausmitgliedern dar wie die prachtvollen Tora-Vorhänge. Die Seitenwände des Heiligen Schreins waren ganz mit Blattgold ausgelegt. Über seiner Öffnung hingen die Gesetzestafeln. Noch auf der Estrade befand sich die Predigtkanzel und darüber das Ner Tamid.

In der Mitte der Synagoge erhob sich auf einem Grundriß von 3 x 3 m der zweistufige Almemor aus grauem Marmor. Ihn umgab eine ca. 90 cm hohe Einfassung mit vier Eckleuchtern. Die Zugänge waren seitlich; den Boden der Bima bedeckte ein von den Frauen der Klaus-Synagoge gestifteter grüner Teppich. Dunkelgraue Bankreihen um das Vorbeterpult bildeten 250 Männerplätze. 36 Plätze für den Chor befanden sich im nördlichen Teil des Raumes, zudem waren 40 Kindersitze vorhanden. Die Frauenempore, die in schwungvollem Bogen um drei Seiten des Raumes lief, faßte 196 amphitheaterartig erhöhte Plätze.

Moderne Beleuchtungskörper, an der Decke Röhrenbeleuchtung, erhellten den Raum; Tageslicht fiel durch ein großes Dekken-Oberlicht (anstelle der früheren Kuppel) und durch drei quadratische Fenster in der Rundung für die Heilige Lade. Die Wände waren gelb mit Goldornamenten bemalt, so daß ein lichter, freundlicher Eindruck entstand. Im Aufgang zu den Emporen waren zwei Tafeln angebracht, die in hebräischer und deutscher Sprache den Stifter Lemle Moses Reinganum ehrten. Die Einweihung der erweiterten Klaussynagoge fand am 6. März 1930 statt.

Im Gegensatz zur Hauptsynagoge wurde die Klaus in den ersten Jahren der Diktatur nicht beschädigt. In der *Kristallnacht,* am Morgen des 10. November 1938, wurden die Innenräume der Klausstiftung zerschlagen, die Synagoge zerstört und die Torarollen geschändet. Auch die Schulzimmer wurden verwüstet. Die wertvolle Biblio-



Inneres der Klaussynagoge F 1, 11 nach dem Umbau 1929/30, 1930.

thek der Klaus konnte gerettet werden, weil der amtierende Rabbiner, Dr. Lauer, Schweizer Staatsangehöriger war und die Bibliothek als seinen Privatbesitz ausgab. Teile der Sammlung befinden sich heute im Hebrew Union College in Cincinnati (USA).

Bis Pessach im März 1939 konnte die Klaussynagoge wieder halbwegs gebrauchsfähig gemacht werden; bis dahin wurden in den beschädigten Schulzimmern der Klaus Gottesdienste abgehalten. Da die Hauptsynagoge für immer unbrauchbar geworden war, das Schulhaus in K 2 nicht mehr benutzt werden durfte und die Räume der Gemeindeverwaltung und -ämter in E 7, 28 gekündigt waren, konzentrierte sich fast das gesamte Gemeindeleben in den Räumen der Klausstiftung; das Gebäude diente als Synagoge, Schulhaus und Gemeindebüro.

Am 22. Oktober 1940, dem Tag der Deportation von 1972 Mannheimer Juden in das Lager Gurs in Südfrankreich, hörte die Tätigkeit in der Klaus für immer auf. Letzte Arbeiten im Gemeindebüro verrichtete an diesem Tage der Gemeindevorsitzende Dr. E. Neter. Er erinnerte sich: *Wo sonst das große, im maurischen Stil gebaute Haus ein lebhaftes Kommen und Gehen sah, herrschte an diesem Morgen eine Grabesstille. Alle waren sie bereits verhaftet und auf dem Wege des Abtransportes. Ich schloß als letzter die Tür.*

Die nunmehr leerstehende Klaussynagoge wurde während des Krieges von einer benachbarten Firma für Saatgut von der Stadt angemietet und als Lagerraum benutzt. Im Vorderhaus hatte das Finanzamt Mannheim Büros eingerichtet. Durch Bombentreffer erlitten die Gebäude große Schäden, so daß 1945 vom Vorderhaus nur noch das Erdgeschoß stand. Die JRSO, die nach Kriegsende die Grundstücke und Gebäudereste der ehemaligen jüdischen Gemeinden in der amerikanischen Besatzungszone verwaltete, verkaufte das Anwesen an das Land Baden-Württemberg. Die Ruinen wurden abgerissen und neue Wohn- und Geschäftshäuser errichtet.

DIE OSTJÜDISCHEN BETSTÜBEL

Infolge der Judenpogrome im russischen Zarenreich setzte um 1880 eine ostjüdische Zuwanderung nach Deutschland ein, die sich um die Jahrhundertwende verstärkte und im Ersten Weltkrieg, auch durch Flüchtlinge aus anderen östlichen Ländern, ihren Höhepunkt erreichte. Auch nach Mannheim kamen viele russische, polnische, österreichische und ungarische Juden, die neben ihrer jiddischen Sprache und eigenen, von strenger Religiosität geprägten Sitten oft auch große Armut mitbrachten. Manche der Ostjuden integrierten sich ins Gemeindeleben und besuchten die Haupt- oder die Klaussynagoge; andere versuchten, ihre kulturelle Eigenart in eigenen Vereinen aufrechtzuerhalten. 1907 wurde der Verein »Ahawas Schulem« ins Vereinsregister eingetragen, 1912 der »Sefard Verein Schomre Schabos« und 1919 die »Vereinigung der Ostjuden in Mannheim«. Auch ein Verein »Linat Hazedek« existierte in F 3, 13 a, wo ein großer Saal als Betstübel benutzt wurde. Die Vereinigung der Ostjuden konnte an Pessach 1923 in F 7, 11 ein Betstübel einweihen, einen *hinreichend geräumigen Betsaal, der ganz in Weiß gehalten* und durch *eine Wand in die Frauen- und Männerschule geteilt* war *(Israelitisches Gemeindeblatt)*. Später erwarb die Vereinigung der Ostjuden in F 7, 16 ein Haus, in dem der Verein Ahawas Schulem ein Bet Hamidrasch, ein Betstübel einrichtete. Im Sommer und Herbst fanden hier zwei feierliche Toraweihen statt, bei denen auch die Rabbiner der Haupt- und der Klaussynagoge predigten.

Ein weiteres Betstübel befand sich, jedenfalls Anfang der dreißiger Jahre, in F 3, 13, wo der Sefard Verein Schomre Schabos im Hinterhaus einen Raum gemietet hatte. Er hatte laut Satzung die Aufgabe, jüdisches Wissen durch *belehrende Vorträge und Erörterungen über praktische und religiöse Fragen* zu fördern, die Geselligkeit zu pflegen und Gottesdienste nach orthodoxer Art abzuhalten. Sein Betstübel in F 3, 13 bestand aus zwei Zimmern, in denen Männer und Frauen getrennt dem Gottesdienst beiwohnten. Die Einrichtung bestand aus Bänken und langen Tischen, auf denen weiße Tischtücher lagen. Der Schulchan bestand aus einer Kommode mit Samttischdecke; ein Schrank mit einem beschrifteten Samtvorhang diente als Aron Hakodesch. Das Vorbeterpult war eine kleine Kommode, ebenfalls mit Samttischdecke.

Die ostjüdischen Vereine lösten sich auf Druck des Polizeipräsidiums bereits Ende 1933 bzw. Anfang 1934 auf. Die Betstübel konnten noch wenige Jahre benutzt werden.

DIE FEUDENHEIMER SYNAGOGE

Die Feudenheimer Gemeinde gehörte seit 1827 zum Rabbinatsbezirk Ladenburg und damit nicht zur Mannheimer Gemeinde. Bereits 1819 war in der Neckargasse eine Synagoge errichtet worden. 1841, als neben ihr das israelitische Schul- und Lehrhaus mit Frauenbad entstand, wurde sie vergrößert und umgebaut. Sie bestand bis 1938 als ein einfaches Gebäude mit rechteckigem Grundriß. Alle vier Wände wiesen Rundbogenfenster auf, eine in jenen Jahren beliebte Stilform im Synagogenbau. Die westliche Dachseite war abgewalmt, die Ostfassade zur Neckarstraße besaß einen Giebel. Man betrat das Gotteshaus vom Hof her, der vom Raum zwischen Synagoge und Schulhaus gebildet wurde. Im Innenraum, der nach Osten ausgerichtet war, ging eine Treppe an der Westseite hinauf zur Frauengalerie. Die Wände waren vermutlich bemalt; ein großer Leuchter bildete eine weitere Zierde des Betsaales. Der Toraschrein stand an der Ostseite. Leider sind keine Bilder vom Inneren der Synagoge überliefert.

Durch Abwanderung der Jugend in die Stadt und durch Todesfälle verringerte sich die Zahl der Feudenheimer Gemeindemitglieder unaufhaltsam (1895:113, 1905:65, 1925:49). Die Gemeinde nahm derart ab, *daß an Sabbaten und Festtagen sich nur mit Mühe die erforderliche Zehnzahl von männlichen Mitgliedern einfand, was die Feiertagsstimmung erheblich drückte, ja verdüsterte* (S. Billigheimer). Die Feudenheimer Synagoge wurde kaum noch benutzt, nur an den hohen Feiertagen fanden dort Gottesdienste statt, die der Mannheimer Rabbiner leitete.

Am 10. November 1938 wurde die Synagoge morgens von SA-Männern angezündet. Die Synagogenruine wurde zusammen mit dem Lehrerwohnhaus 1962 abgerissen. Die noch erhaltene Nordmauer der Feudenheimer Synagoge trägt eine Gedenktafel.

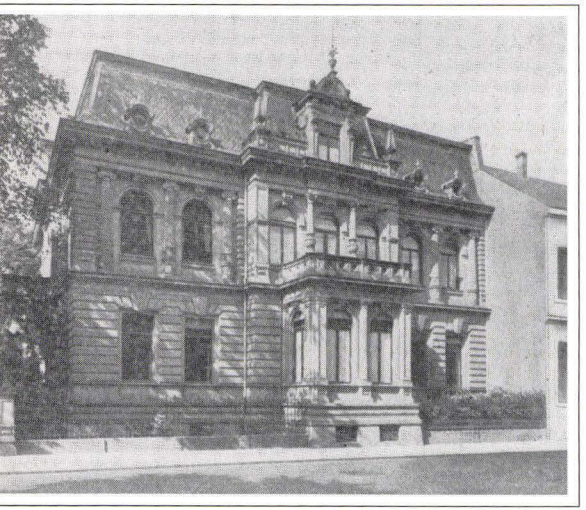
Gemeindehäuser

Schon immer gehörten zur Hauptsynagoge mehrere Nebengebäude. Das zweistöckige Gebäude F 2, 14 ging aus dem Besitz der Erben des Michael May ins Eigentum der Gemeinde über. Hier wohnte bis 1929 der Synagogenverwalter Max Schiff. Nach ihm, dem Vater des Karlsruher Rabbiners Dr. Hugo Schiff, erhielt das Gebäude seinen Namen *Schiffhaus*. 1930 befanden sich in dem Gebäude die Passantenkasse (Wanderfürsorge) und Kursräume des Lehrhauses. Ab 1931 beherbergte das Haus im oberen Stock die Jugendgemeinde, nach der es auch *Jugendheim* genannt wurde. Nach der *Kristallnacht* konnte die Wanderfürsorge in F 2, 14 noch einige Monate weiterarbeiten: In den Räumen der Jugendgemeinde brachte man pflegebedürftige Menschen und eine Familie unter, die auf ihre Auswanderungszertifikate wartete.

F 2, 15 war meist an Gemeindemitglieder vermietet. Nach der Zerschlagung der Erdgeschoßläden am 10. November 1938 brachte die Gemeinde die Kleiderkammer darin unter.

Beide Gemeindehäuser wurden zusammen mit der zerstörten Hauptsynagoge im Spätsommer 1939 an die Stadt Mannheim »verkauft«. Sie überdauerten zunächst den Abriß der Synagogenruine 1955. Aber obwohl beide Gebäude in der Nachkriegszeit noch brauchbar und bewohnt waren, wurden sie 1962 im Zuge der Verbreiterung der Straße zwischen den E- und F- Quadraten abgebrochen.

Im Frühjahr 1925 erwarb die Gemeinde das Eckgrundstück M 6, 12 mit Villa als neues Gemeindehaus. In zweieinhalbmonatiger Arbeit wurde das Gebäude unter dem Architekten Siegfried Seidemann nach den Bedürfnissen der Gemeinde umgebaut und renoviert. Die Außenfassaden aus hellem Sandstein blieben dabei unverändert. Im In-



Gemeindehaus M 6, 12, 1925.

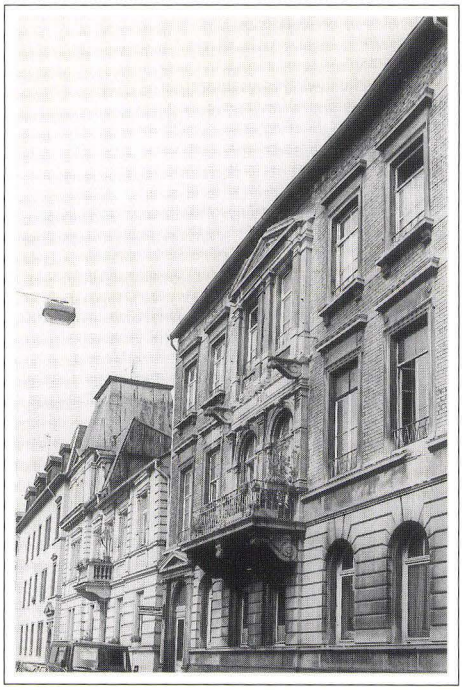
nern erhielt die Gemeinde einen repräsentativen Sitzungssaal für den Synagogenrat und die Gemeindevertretung, dessen Wand später das monumentale Gemälde *Segen Jakobs* des Mannheimer katholischen Kirchenmalers Willy Oeser zierte. Ferner entstanden ein Archivraum, ein Raum für die Gemeindebibliothek, mehrere Arbeitszimmer und Büros, ein Saal und zwei kleine Räume für Vereine und Vorträge sowie eine Hausmeisterwohnung. Später kam noch ein größerer Vortragssaal dazu.

Zumindest für die nächsten Jahre bildete das Gebäude ein Zentrum des Gemeindelebens. In ihm waren die Verwaltung und das Wohlfahrts- und Jugendamt der Gemeinde untergebracht sowie Räume für Vorträge und Veranstaltungen. U. a. wurden hier die Kurse des 1929 gegründeten Lehrhauses veranstaltet.

1936 brachte sich die nationalsozialistische Stadtverwaltung in den Besitz des Gebäudes; die Gemeindeverwaltung und das Wohlfahrts- und Jugendamt mußten ein Jahr später ausziehen. Danach installierte sich die »NSDAP Ortsgruppe Strohmarkt« in der Villa.

1937 konnte die Gemeinde im zweiten und dritten Stock des Hauses E 7, 28 Räume anmieten, in die die vorher in M 6, 12 untergebrachten Ämter und der Hilfsverein der Juden in Deutschland einzogen. Auch die Kurse des Lehrhauses fanden hier statt. Nach der *Kristallnacht* kündigte der Hausbesitzer, und die jüdischen Dienststellen zogen nun in die Gebäude der Klausstiftung in F 1, 11 um. Nachdem auch diese Unterkunft nach der Deportation am 22. Oktober 1940 geschlossen wurde, spielte sich das Leben der Restgemeinde bis Ende 1942 im Altersheim in B 7, 2 und 3 ab.

Zum Gemeindeleben trugen in großem Maß die zahlreichen jüdischen Vereine bei, auch wenn sie nicht direkt der Gemeinde angeschlossen waren. Eigene Gebäude besaßen u.a. die August-Lamey-Loge in C 4, 12, die Ressource-Gesellschaft in C 1, 2 und der Liederkranz in E 5, 4, der 1936 nach Q 2, 16 umziehen mußte.



Zentrum der jüdischen Restgemeinde in B 7, 2 (hinten) und 3 zwischen 1939 und 1942, Juli 1987.

Tauchbäder

Nach den jüdischen Religionsgesetzen ist die rituelle Reinigung bei bestimmten Anlässen vorgeschrieben. Das Tauchbad (Mikwe) muß entweder ein natürliches Gewässer oder eine Badeanlage mit angesammeltem Naturwasser (Quell-, Regen- oder Grundwasser) sein und mindestens 800 l Fassungsvermögen haben. Das Badewasser darf auch mit zusätzlichem, eventuell angewärmtem Leitungswasser aufgefüllt sein. Das Bad erfolgt durch dreimaliges Untertauchen, wozu ein Segensspruch gesagt wird.

Die erste Mikwe erbaute die noch junge Gemeinde bereits um 1660. Wo dieses Bad war, ist nicht bekannt. Im 19. Jh. besaß die Gemeinde in F 5, 25 ein rituelles Bad. Das Vorderhaus wurde von der Familie der Badefrau bewohnt, welche die Anlage instand hielt und die Benutzung überwachte. Vor der Jahrhundertwende bis nach dem Ersten Weltkrieg war auch die Passantenkasse in F 5, 25 untergebracht, eine Einrichtung der Gemeinde, die durchreisenden Ostflüchtlingen weiterhalf.

Die Mikwe in F 5, 25 wurde vermutlich am 10. November 1938 zerschlagen. Ende 1938 bzw. Anfang 1939 erbaute die sterbende Gemeinde im Keller ihres Altersheims in B 7, 3 eine neue Mikwe, deren Reste noch heute erhalten sind.

Lehr- und Erziehungseinrichtungen

DIE JÜDISCHE VOLKSSCHULE

1816 gründeten Dr. Simon Wolff und E. Straßburger in den Räumen der Klausstiftung eine Privatschule, die ursprünglich als höhere Lehr- und Erziehungsanstalt gedacht war. Die Gemeinde beantragte 1821 die Umwandlung in eine jüdische Volksschule für Knaben und Mädchen, was durch Reskript des Ministeriums geschah. Die Schulpflicht dauerte für Jungen vom sechsten, für Mädchen vom siebten bis zum dreizehnten Lebensjahr. Nach Geschlechtern getrennt, wurden Religion, biblische Geschichte mit Sittenlehre, deutsche und hebräische Sprache, Schönschrift, Geographie, Verstandes- und Gedächtnisübungen von vier Lehrern unterrichtet. Etwa 100 Schüler besuchten in den ersten Jahren die jüdische Volksschule, die zwei Klassenräume in dem zur heutigen Breiten Straße gerichteten Teil der Klausstiftung in F 1, 2 besaß.

Ein Schüler aus den sechziger Jahren des 19. Jh. berichtete: *Natürlich hatten wir samstags frei, dagegen sonntags vormittags drei Stunden Unterricht. Es bestanden drei Klassen; in jeder Klasse Knaben und Mädchen; die Bänke der letzteren auf einer Seite des Schulzimmers. Streng wurde beobachtet, daß alle Schüler und Schülerinnen den Gottesdienst besuchten. In der Schule wurden die Antworten des Freitagabend »Mismor« richtig gesungen und eingeübt (Israelitisches Gemeindeblatt).*

Mit der Einführung der Simultanschulen in Mannheim an Ostern 1870 wurde auch die israelitische Volksschule aufgelöst. In der Klaus wurde nur noch Religionsunterricht gehalten für die Kinder derjenigen Eltern, denen der Religionsunterricht an den allgemeinen Schulen nicht genügte.

Die Eingliederung der jüdischen Kinder in die gemischten Klassen gelang. Erst nach 1933 entstand für jüdische Schüler eine Fülle neuer Konflikte. Zunehmend konfrontiert mit antijüdischen Unterrichtsinhalten und ablehnender Haltung von Mitschülern und Lehrern, erwog die Gemeinde schon 1933 die Schaffung einer eigenen jüdischen Schule. Die erste Klasse dieser neuen Schule wurde zu Ostern 1934 in der Luisenschule (heute Max-Hachenburg-Schule) in der Tattersallstraße eingerichtet. Am Schuljahresanfang 1936 (Ostern) wurde die nunmehr dreiklassige Volksschule in eine achtklassige umgewandelt. Die jüdischen Schüler gingen nun in die ersten beiden Klassen in der Luisenschule oder in die höheren, die in einem alten Schulhaus der Stadt in K 2, 6 bzw. in den Räumen der Klausstiftung F 1, 11 untergebracht wurden. Die jüdische Volksschule kehrte also wieder in die Räume zurück, wo sie vor mehr als 100 Jahren entstanden war.

Auch Schüler der höheren Schule fanden sich in der jüdischen Volksschule ein, ohne dies als ein Herabsteigen zu betrachten. Hier waren sie frei von äußeren und inneren Hemmungen und lebten in einem Vertrauensverhältnis zu ihren Lehrern und Mitschülern. Zudem war der Lehrstoff gegenüber der allgemeinen Volksschule um Englisch erweitert und eine zusätzliche 9. Aufbauklasse eingerichtet worden.

Einige Zeit konnte so der Schulbetrieb mit Lehrern, die aus *rassischen Gründen* aus dem allgemeinen Schuldienst ausgeschieden waren, relativ ungestört mit über 300 Schülern aufrecht erhalten werden. Die neue Situation gab der Gemeinde auch Gelegenheit, die von den Orthodoxen seit langem geforderte Sabbatruhe für die Schulen einzuhalten.

Bald fand der Unterricht nur noch in K 2 und den Räumen der Klaus statt. Am 10. November 1938 gelang es dem Stadtschulamt unter Hinweis auf die dem Staat gehörenden Lehrmittel, Zerstörungen in der jüdischen Schule zu vermeiden. Nur der Unterricht wurde an diesem und dem folgenden Tag abgesagt.

Im Mai 1939 entzog die Stadt jedoch der Gemeinde das alte Schulhaus K 2. Inzwischen war die Schülerzahl durch Auswanderungen so zurückgegangen, daß der gesamte Unterricht in die drei Lehrsäle der Klaus verlegt werden konnte. Am 22. Oktober 1940 hörte auch dort der Unterricht auf, denn Schüler wie Lehrer wurden deportiert. In einem der Restgemeinde verbliebenen Gebäude in B 7, 2, dem Altersheim, erhielten die wenigen Kinder aus *Mischehen* ab Anfang 1941 noch Unterricht, bis am 30. Juni 1942 alle jüdischen Schulen geschlossen werden mußten.

DIE ANLERNWERKSTÄTTE

Im April 1936 wurde eine jüdische Anlernwerkstätte eröffnet. Der Oberrat und die Gemeinde wollten damit jüdischen Jugendlichen die Ausbildung in handwerklichen Berufen ermöglichen, die in den Auswanderungsländern besonders gefragt waren. Die Anlernwerkstätte sollte in zweieinhalb Jahren zu den Berufen Schreiner oder Schlosser ausbilden.

Geeignete Räume fand man in der Neckarauer Friedrichstraße 47, wo ein Gemeindemitglied ein Fabrikgebäude und einen Großteil der Einrichtung zur Verfügung stellte. Von zwei vorhandenen Fabrikhallen wurde die eine als Schreinerei, die andere als Schlosserei und Schmiede ausgestattet; im Vorderhaus wurden Klassenzimmer eingerichtet. Lehrgegenstände des theoretischen Unterrichts waren neuere jüdische Geschichte, Hebräisch, Englisch, Schlosser- und Schreinerfachkunde und Handelsfächer. Die Anlernwerkstätte begann mit 35 Schülern, von denen 14 aus Mannheim, die anderen aus verschiedenen Ortschaften Badens, der Pfalz, Hessens und des Saarlands kamen. Nur ein einziger Lehrkurs konnte bis zum Abschluß geführt werden.

Bei den Ausschreitungen des 10. November 1938 wurde neben jüdischen Geschäften und Wohnungen in Neckarau auch die Anlernwerkstätte geplündert und vollkommen zerschlagen. Die Bücher der Schule wurden auf der Straße verbrannt. Einige Mitglieder der Ortsgruppe Neckarau Süd der NSDAP nahmen Werkstatteinrichtungen mit und verkauften sie später zum eigenen Nutzen.

DAS LEHRHAUS

Das 1920 von Franz Rosenzweig in Frankfurt gegründete Freie Jüdische Lehrhaus war eine Art Volkshochschule mit dem Ziel, jüdischen Menschen Wissen über ihre Religion zu vermitteln und zu bewußt jüdischem Leben zu erziehen. Nach mehreren Anläufen gelang auch in Mannheim die Gründung einer solchen Einrichtung, die Rabbiner Dr. Grünewald am 22. September 1929 im großen Saal des Casinos in R 1,1 eröffnete.

1933 übernahm Professor Dr. Samuel Billigheimer, der bereits bei der Gründung beteiligt war, die Leitung des Lehrhauses ganz. Die einzelnen Veranstaltungen fanden je nach Thema und Möglichkeiten in den verschiedenen Räumen der Gemeinde oder jüdischen Einrichtungen statt. Die Teilnehmerzahl an den Kursen des Lehrhauses lag vor 1933 bei höchstens 100. Nach der *Machtergreifung* stieg sie sprunghaft auf etwa 600 im Sommersemester 1933 an. *Der Mittelpunkt des Lehrhauses, die jüdische Lehre und Welt, hatte sich als neue Kraftquelle für die bedrängten jüdischen Mitmenschen zu bewähren* (S. Billigheimer).

DAS WAISENHAUS

Das Gebäude des Israelitischen Waisenhauses in R 7, 24 ist heute noch erhalten. Es verdankt seine Entstehung dem Israelitischen Waisenverein, der 1859 auf eine Anregung des Stadtrabbiners Moses Präger gegründet wurde.

Mehrere großzügige Stiftungen von Gemeindemitgliedern ermöglichten in der Folge einen Ausbau der Vereinstätigkeit und die Errichtung des Waisenhauses in R 7, 24, das am 6. Mai 1893 feierlich eingeweiht wer-



Waisenhaus R 7, 24, 1946–1957 jüdisches Gemeindezentrum, Juli 1987.

den konnte. Im Vorstand wirkten immer Frauen und Männer zusammen, die häufig zu den prominenten Persönlichkeiten der Gemeinde gehörten; meist waren die Gemeindevorsitzenden und ihre Ehefrauen darunter.

Im Ersten Weltkrieg übernahm der Waisenverein die Speisung von je sechs armen Kindern jüdischen und christlichen Glaubens und die Verpflegung von sechs genesenden Soldaten. Zudem stellte er der Stadtverwaltung Wertpapiere in Höhe von 5 000 M zur Verfügung, aus deren Erlös Kinder gefallener Soldaten ohne Unterschied des Glaubens unterstützt werden sollten.

Während der Inflation zerfielen die Stiftungen des Waisenvereins, doch erhielt er gerade in diesen Tagen wirtschaftlicher Not neuen Auftrieb durch die Vermächtnisse mehrerer ehemaliger Zöglinge, die der Anstalt zeitlebens dankbar verbunden blieben.

Einen Höhepunkt in der erzieherischen Arbeit erlebte das Waisenhaus im Wirken Karl Billigheimers, der den etwa 25 Knaben von 1910 bis 1928 das Elternhaus ersetzte. Sein Sohn Samuel schrieb in der Erinnerung: *Eine intensive Internatserziehung setzte ein, die die Überwachung der Schulaufgaben und die Gesamterziehung der Zöglinge mit inbegriff. Diese besuchten die städtische Volksschule, ausnahmsweise Begabte auch die höhere Schule. Sie konnten so lange in der Anstalt bleiben, bis sie beruflich auf eigenen Füßen stehen konnten... Daß die Zöglinge sich als Glieder einer großen Familie auf dem Boden der jüdischen Tradition mit ihren Festlichkeiten und damit verbundenen sittlich religiösen Pflichten wissen sollten – die regelmäßige Besuche der öffentlichen Gottesdienste bzw. Jugendgottesdienste in der Hauptsynagoge einschlossen –, war mit dem Blick auf ihre gesamte Lebensertüchtigung im Dienste der bürgerlichen Gemeinschaft das höchste Anliegen meines Vaters.*

Als Nachfolger von Karl Billigheimer führten der Lehrer Karl Leopold, ab Januar 1939 das Ehepaar Margarete und Moritz Oppenheimer die Anstalt, bis auch das Waisenhaus infolge von Auswanderung und Deportation aufgelöst wurde. Am 22. Oktober 1940 wurde das Ehepaar Oppenheimer mit zwei seiner Kinder und etwa 15 Waisenkindern nach Gurs deportiert.

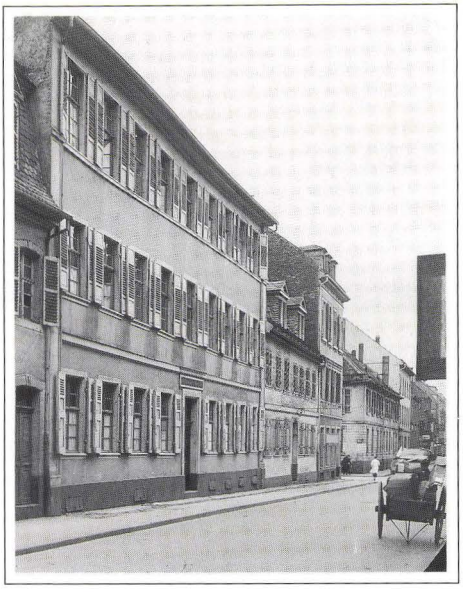
DIE KINDERSTUBE

Die Kinderstube war das Werk der 1907 gegründeten jüdischen Frauenvereinigung e. V., die sich vor allem karitative Aufgaben stellte. Besonders den neu in Mannheim lebenden ostjüdischen Flüchtlingen kam die soziale Arbeit der Frauenvereinigung zugute.

In der Kinderstube, die mit 23 Kindern begann, wurden Kleinkinder vom zweiten bis zum sechsten Lebensjahr ganztägig be-

treut. Nach Eintritt in die Volksschule diente ihnen nachmittags die Kinderstube als Hort. Ab dem zehnten Lebensjahr kamen die Schüler in den Jugendhort der August-Lamey-Loge, der ebenfalls in den Räumen der Kinderstube untergebracht war. Dort wurden sie nach dem Mittagessen bei ihren Hausaufgaben überwacht, erlernten Handfertigkeiten und trieben Sport. Zwischen 1908 und 1915 betreute die Kinderstube jährlich etwa 114 Kinder. Sie waren anfänglich in K 7, 12 untergebracht und mußten 1911 in eine größere Wohnung in G 7, 20/21 umziehen. 1932 erfolgte die Verlegung in die Werftstr. 2.

Die jüdische Frauenvereinigung mußte kurz nach dem Novemberpogrom 1938, bei dem auch die Räume der Kinderstube demoliert worden waren, ihre Vereinstätigkeit einstellen. Der letzte Eintrag im Vereinsregister datiert auf den 28. November 1938. In die Räume der Kinderstube in der Werftstr. 2 zog nun ein Kindergarten der »Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt« ein.



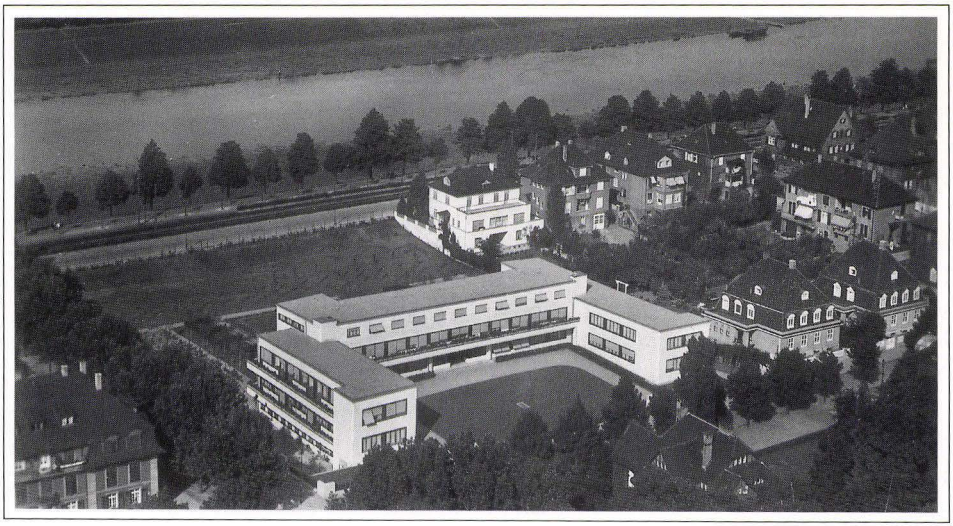
Israelitisches Kranken- und Pfründnerhaus E 5, 9, um 1935.

Krankenhäuser und Altersheime

DAS KRANKEN- UND PFRÜNDNERHAUS

Das Israelitische Kranken- und Pfründnerhaus in E 5, 9 wurde 1711 erbaut. Es diente zur Aufnahme und Verpflegung kranker, aber auch als Herberge für ortsfremde Juden. Ferner waren seit 1722 der Gemeindebackofen (der *Schabbesofen*) und die Schranne (Verkaufsladen) der jüdischen Metzger im Haus untergebracht. 1831 erfolgte eine Änderung in der Nutzungsbestimmung des Hospitals. Das Haus sollte nun neben kranken Juden auch unvermögende und solche aufnehmen, die durch die Abgabe ihres Vermögens sich an die jüdische Gemeinde verpfründeten. Das Gebäude bekam so die Funktion eines Kranken- und Armenhauses sowie eines Altersheims.

Der Gemeindebackofen und die Metzgerschranne wurden 1843 aus dem Hospital entfernt, als man begann, ein drittes Stockwerk und Nebenflügel anzufügen. Dennoch wurde das Haus bald wieder zu klein, bis 1894 ein weiterer Umbau Platz für 25 Betten schuf. Außer den Pfründnern fanden hier alle Kranken Aufnahme, die rituelle Kost beanspruchten, aber auch sonstige private oder unbemittelte Gemeindemitglieder. Ebenso wurden nichtjüdische Patienten aufgenommen, die die seit dem Umbau verbesserten chirurgischen Leistungen und die gute Verpflegung in Anspruch nehmen wollten.



Israelitisches Altersheim am Neckar, um 1932.

Nach dem Ersten Weltkrieg waren durchschnittlich etwa 30 % der Kranken Christen. Die jährliche Anzahl der Patienten stieg von 124 im Jahr 1910 auf 428 im Jahr 1929. Im letzten Jahr seines Bestehens wurden 348 Kranke im Jüdischen Krankenhaus in E 5, 9 verpflegt.

DAS ALTERSHEIM UND KRANKENHAUS

1936 mußte die Gemeinde ihr altes Krankenhaus aufgeben, denn die Stadtverwaltung verfügte im Zug des westlichen Plankendurchbruchs den Abriß des ganzen Quadrats E 5. Das Krankenhaus wurde in einen Teil des Gebäudes in der Collinistraße verlegt, das die Gemeinde wenige Jahre zuvor als Altersheim erbaut hatte. Das am 1. April 1931 eröffnete Israelitische Altersheim in der Collinistr. 47–53, der heutigen Bassermannstraße, war der letzte von der Gemeinde geschaffene Neubau vor dem Untergang.

Da das Haus für den *Mittelstand* gedacht war, hatte man ein bevorzugtes Grundstück zwischen Luisenpark und Neckar gewählt. Der Frankfurter Regierungsbaumeister Fritz Nathan war der Architekt des geschmackvollen, im Stil der Neuen Sachlichkeit entworfenen Gebäudes, das etwa 50 Insassen Platz bot. Die Aufenthaltsräume und der auch für gottesdienstliche Zwecke zu nutzende Speisesaal lagen im Gartengeschoß, das sich in weiten Glastüren zum *Wohngarten* öffnete. Der Küchenbetrieb enthielt alle Einrichtungen einer neuzeitlichen rituellen Großküche, mit strenger Trennung von Milch- und Fleischzubereitung, mit Sabbatofen und einem gesonderten Raum für das Pessachgeschirr. Weitere Funktionsräume und Anlagen wurden allen betriebstechnischen Ansprüchen gerecht. Die Wohnräume, nach der Sonne ausgerichtet und mit großen Fenstern und meist einem Balkon versehen, waren solid und zweckmäßig als Einzelzimmer eingerichtet. Die wenigen Doppelzimmer waren für Ehepaare vorgesehen. Im obersten Stockwerk befanden sich die Wohnräume der Schwestern.

Ein größerer Umbau schuf 1936 eine Ausweichmöglichkeit für das aufgelöste Kranken- und Pfründnerhaus in E 5, 9. Der östliche Flügel diente nun als Krankenhaus mit annähernd 40 Betten, der westliche blieb Altersheim für 25 Insassen. Mitten durch die Haupttreppe ging eine gläserne Wand, die beide Hälften des Hauses völlig voneinander trennte. Ein Anbau im Mittelteil schuf einen septischen und einen aseptischen Operationsraum mit entsprechenden Sterilisationseinrichtungen und Vorbereitungsräumen. Die Krankenzimmer, in drei Klassen eingeteilt, enthielten ein, zwei, drei oder vier Betten. Ein Großteil der medizinisch-technischen Ausrüstung wurde neu angeschafft, so die gesamte Röntgeneinrichtung. Das Krankenhaus genügte daher hohen medizinischen Ansprüchen. Es standen mehrere Ärzte und erfahrene Schwestern unter der Leitung der Oberin Pauline Maier zur Verfügung.

Unter dem Nationalsozialismus bot das Israelitische Krankenhaus neben der Heilung auch Schutz vor der zunehmend bedrohlichen Haltung der Umwelt. Eine besondere Rolle spielte die Einrichtung als Zufluchtsort für zahlreiche badische und pfälzische Juden nach dem Novemberpogrom 1938 und in den Tagen der Deportation im Oktober 1940.

Am 24. Dezember 1941 wurde das noch immer gut eingerichtete Krankenhaus vom *Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei,* Heinrich Himmler, beschlagnahmt. Die noch verbliebenen Patienten kamen nach B 7, 3, wo nicht mehr operiert werden konnte. Das Gebäude am Luisenpark wurde als Polizeikrankenhaus genutzt, bis der Krieg es zerstörte.

DAS WÜRZWEILERSCHE HAUS

Das Haus B 7, 3, das der Bankier Gustav Würzweiler (1896–1954) 1938 der Gemeinde geschenkt hatte, wurde als Altersheim und, seit Anfang 1942, als Notkrankenhaus genutzt. Im Keller wurde ein rituelles Tauchbad angelegt, im oberen Stockwerk ein Synagogenraum eingerichtet. Auch das Nachbarhaus B 7, 2 diente in jenen Jahren als Unterkunft für pflegebedürftige Personen, die von der rituell geführten Küche im Haus Nr. 3 aus mitversorgt wurden. In beiden Häusern spielte sich das Leben der Restgemeinde nach der Deportation vom Oktober 1940 ab. Von hier aus gingen noch zahlreiche kleinere Deportationen in die Konzentrationslager, bis Ende 1942 beide Häuser geschlossen wurden. B 7, 3 und B 7, 2 sind noch heute erhalten.

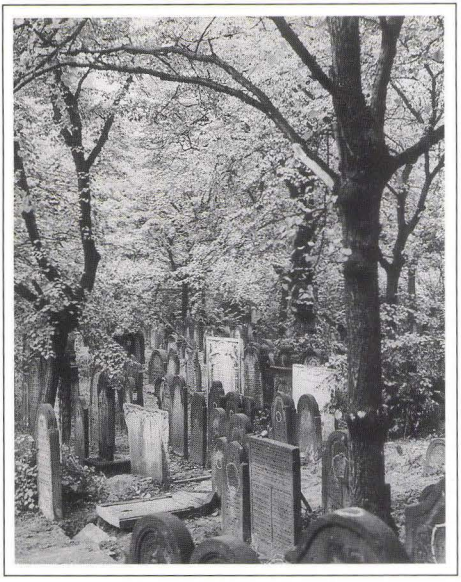
Friedhöfe

DER ALTE FRIEDHOF

In der ersten Judenkonzession 1660 erlaubte der Kurfürst Karl Ludwig den deutschen Juden in Mannheim, daß sie, *wo sie wollen, einen Begräbnisplatz erkaufen mögen*... Bisher hatte die Gemeinde ihre Toten in Worms beerdigen müssen, was bei der Entfernung und den dazwischenliegenden Landesgrenzen keine Dauerlösung war. In einem der Bollwerke, dem späteren Quadrat F 7, konnte die Gemeinde 1661 einen Friedhof anlegen, der bis 1842 benutzt wurde. Er überstand die Beschießungen der Stadt von 1689 und 1795, und er überdauerte die Bauwut der Gründerjahre in der Kaiserzeit.

Drei Abschnitte des Friedhofs enthielten Gräber aus verschiedenen Epochen. Die ältesten Steine standen im östlichen Teil gegen F 6. Sie datierten bis 1830. In der Nähe der Mauer gegen E 7 standen etwa 50 Steine aus den Jahren 1820–42, und der schmale Korridor, der sich Richtung G 7 hinzog, barg etwa 150 Steine aus der Zeit von 1830–40. Die Inschriften der insgesamt 1113 Grabsteine von 3568 Toten trugen Namen alter Mannheimer Familien und bekannter Persönlichkeiten.

Erst die nationalsozialistische Stadtverwaltung ließ es sich angelegen sein, dieses älteste erhaltene Kulturdenkmal der Stadt unter Mißachtung jüdischer Religionsgesetze zu zerstören. So mußte die Gemeinde 1938 unter Zwang die Umbettung der Gebeine nach dem neuen jüdischen Friedhof vornehmen. Die beiden Rabbiner der Haupt- und der Klaussynagoge, Dr. Richter und Dr. Lauer, sprachen die traditionellen Gebete. Von den Grabsteinen wurden einige zum neuen Friedhof gebracht und um das Sammelgrab aufgestellt; einige Bruchstücke sind heute auch in die linke Umfassungsmauer eingelassen.



Gräber auf dem alten jüdischen Friedhof in F 7, 1938.

Der Zweite Weltkrieg verhinderte die Ausführung weiterer Pläne der Nationalsozialisten mit F 7; noch lange nach Kriegsende lag der Platz des ehemaligen Friedhofs verwüstet da. 1960 errichtete die Stadtverwaltung eine Säuglingstagesstätte mit Grünanlagen auf dem Gelände und stellte eine Gedenktafel auf.

DER NEUE FRIEDHOF

1841/42 legte die Stadt Mannheim den Hauptfriedhof über dem Neckar an. Östlich davon erhielt die jüdische Gemeinde ihren durch Mauern abgegrenzten Teil, der, wie der christliche Friedhof, 1842 eröffnet wurde.

Die einfachen Friedhofsgebäude bestanden aus Bethaus, Leichenhalle und Verwaltung und genügten bis zur Jahrhundertwende den Anforderungen. 1898 beschloß die Stadt die Einführung des Leichenhallenzwangs. Da auf dem jüdischen Friedhof aber fast keine Möglichkeit für die Unterbringung der Toten in Zellen bestand und die Bethalle sowie andere Räume sich *im primitivsten Zustande* befanden, beschloß die jüdische Gemeindevertretung am 19. September 1900, *eine neue Bethalle nebst zehn Leichenzellen, Sezier- und Wartezimmer sowie Empfangsraum und Aufseherwohnung mit einem Kostenaufwand von 80000 M zu erbauen* (M. Stockheim). Die drei durch Gänge verbundenen Gebäude wurden von der Mannheimer Baufirma F. & A. Ludwig in einem romanisch-gotischen Mischstil entworfen und ausgeführt.



Eingangsgebäude des neuen jüdischen Friedhofs, um 1925.

Diese Friedhofsgebäude wurden von NS-Leuten am 10. November 1938 mittags gegen 12.30 Uhr gesprengt, wenige Stunden nach der Verwüstung der Synagogen. Auch Grabsteine wurden beschädigt. Die Explosion war in der ganzen Stadt zu hören.

Im Jahr 1954 wurde das linke Friedhofsgebäude wiederhergestellt. Die ehemalige Leichenhalle wurde in vereinfachter Form wieder nutzbar gemacht. Am 22. Oktober 1954, dem 14. Jahrestag der Deportation nach Gurs, wurde die renovierte Einsegnungshalle mit Ansprachen von Landesrabbiner Dr. Robert Raphael Geis und Oberbürgermeister Dr. Heimerich ihrer Bestimmung übergeben. Am selben Tag wurde auch die Gedenkstätte *Denen, die kein Grab fanden* eingeweiht.

DIE FEUDENHEIMER FRIEDHÖFE

Auch in Feudenheim befinden sich zwei kleine jüdische Friedhöfe. Bis zur Mitte des 19. Jh. begrub die Feudenheimer Gemeinde ihre Toten in Hemsbach. 1858 gelang ihr der Erwerb eines Grundstücks für einen eigenen Friedhof auf dem Schelmenberge, heute Scheffelstr. 33.

Bis zum Jahr 1900 wurde dieser Friedhof benutzt, etwa 50 Gräber angelegt. Dann erhielt die Gemeinde neben dem christlichen Friedhof an der Talstraße ein Feld, das damals einen eigenen Eingang über die spätere Wingertsau hatte. Auch zwei kleine Gebäude, eine Remise und eine Leichenhalle, gehörten zum neuen jüdischen Friedhof in Feudenheim. Er wurde bis 1939 benutzt.

Karl Otto Watzinger

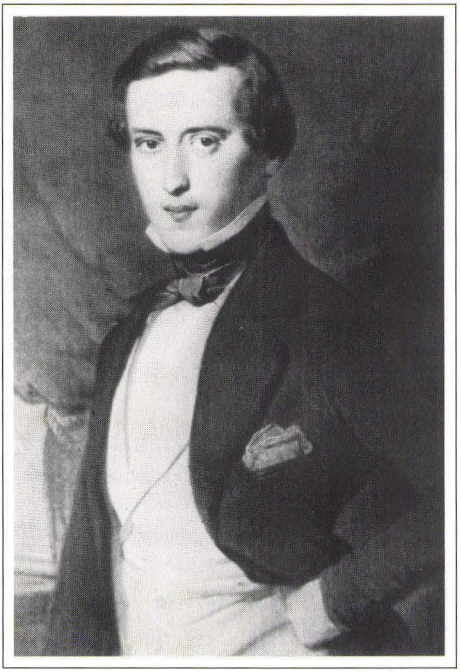
JÜDISCHE PERSÖNLICHKEITEN IN MANNHEIMS GESCHICHTE

Am Aufstieg Mannheims von der kurfürstlichen Residenz zur großen Industrie- und Handelsstadt haben bedeutende jüdische Persönlichkeiten entscheidend mitgewirkt. In der kurfürstlichen Zeit ragt der Hof- und Obermilizfaktor LEMLE MOSES REINGANUM (1666-1724) hervor, der 1687 von Rheingönheim nach Mannheim übersiedelte. Er wikkelte mit dem Kurfürsten viele Geschäfte ab und wurde Pächter des Salzmonopols. Auf der Mühlau errichtete er ein Mustergut für Obstbau und Viehzucht. Er war lange Jahre Vorsteher der Gemeinde und begründete 1708 eine Klaus-Stiftung, ein Lehrhaus zum Studium der Heiligen Schrift, das er in seinem Testament zu seinem Alleinerben einsetzte. Dabei bestimmte er, daß von den Zinsen des Kapitals neun Rabbiner und ein Vorsteher zu unterhalten seien. Die Klaus gewann besondere Bedeutung, als in der 1855 neu erbauten Hauptsynagoge ein moderner Gottesdienst mit Orgel und deutschsprachigen Gebeten abgehalten wurde. Die gesetzestreuen Juden feierten seither ihren Gottesdienst in der Klaus-Synagoge in althergebrachter Weise. Auf dem Friedhof F 7 erhielt Lemle Moses einen wertvollen Grabstein, der nach der 1938 erzwungenen Räumung des Quadrats auf den neuen Friedhof jenseits des Neckars überführt wurde.

Schon am Ende der kurfürstlichen Zeit wurden in Mannheim die beiden jüdischen Bankhäuser gegründet, denen der Aufstieg Mannheims im 19. Jh. wesentlich mit zu verdanken ist: 1785 das Bankhaus Ladenburg und 1792 das Bankhaus Hohenemser. Besonders angesehene Persönlichkeiten dieser Bankiersfamilien in einer langen Geschlechterfolge sind Joseph Hohenemser (1794–1875) und Carl Ladenburg (1827–1909).

JOSEPH HOHENEMSER wurde 1820 mit seinem Bruder Moritz Teilhaber des von ihrem Vater Hirsch Levi 1792 gegründeten Bankhauses, wobei er die führende Kraft war. Er war maßgebend an der Errichtung der Mannheimer Produkten- und Wertpapierbörse im Jahr 1862 beteiligt und trat in demselben Jahr auch in den Verwaltungsrat der umgegründeten »Mannheimer Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft« ein. Viele Jahre gehörte er dem Synagogenrat an, dessen Vorsitz er 1838–1848 innehatte. Im Jahre 1829 gründete er mit Seligmann Ladenburg (1797–1873) als geselligen Treffpunkt der Gemeinde die Ressourcegesellschaft, deren Vorsitzender er bis 1838 blieb.

CARL LADENBURG trat schon mit 16 Jahren in das großväterliche Bankhaus ein, das an der Gründung vieler großer Unternehmen im 19. Jh. beteiligt war. Die Bank war aufgrund ihrer Finanzkraft zu einer großzügigen Kreditgewährung in der Lage, wodurch sie einen bestimmenden Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung ausübte. Ladenburg war auch im politischen Leben tätig: So war er als Nationalliberaler 1887–1891 und 1893–1897 Mitglied des Landtags. Zum 300jährigen Stadtjubiläum 1907 wurde ihm als erstem Juden die Ehrenbürgerwürde verliehen. Eine Straße in dem Vorort Neuostheim wurde nach ihm benannt.



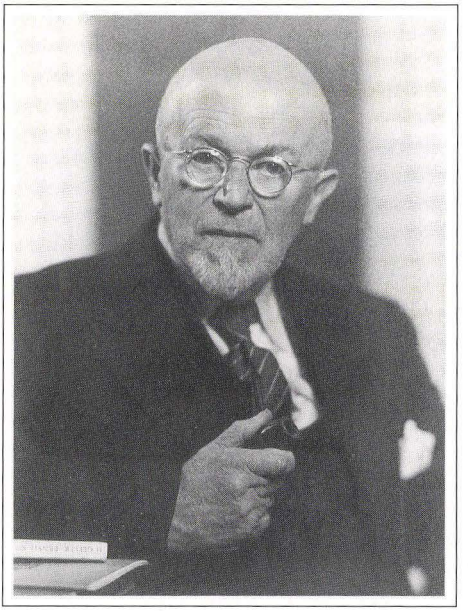
Carl Ladenburg (1827–1909), Bankier, 1850.

Große jüdische Handelsfirmen waren im 19. Jh. an dem Vordringen Mannheims in den Welthandel beteiligt. Emil Hirsch (1840–1918) aus Fußgönheim trat 1865 in die väterliche Getreidefirma in Mannheim ein und wurde zum Schöpfer des weltumspannenden Mannheimer Getreidehandels. 1871–1916 war er Vorsitzender der Mannheimer Produktenbörse, wo er sich für die Errichtung des monumentalen Börsengebäudes in E 4 einsetzte. Seine Frau Berta geb. Eberstadt (1850–1913) führte einen Salon, in dem Dichter und Künstler, aber auch Politiker verkehrten wie Ludwig Frank und Friedrich Naumann, der Berta Hirsch in einem Nachruf *Frau Kultur* nannte. Die Sorge um die Volksbildung ließ sie die Leitung der 1906 eröffneten Bernhard-Kahn-Lesehalle in der Neckarstadt übernehmen.

So wie der Getreidehandel ging auch Mannheims Tabakhandel weit in die Welt hinaus. Fritz Hirschhorn (1845–1908) trat mit 14 Jahren in die väterliche Rohtabakhandlung Julius Hirschhorn ein, die er nach fünfjährigem Auslandsaufenthalt weiterführte. Als Nationalliberaler gehörte er von 1888 bis zu seinem Tode dem Stadtrat an. Er war sehr aufgeschlossen für kulturelle und soziale Fragen, so war er Vorstandsmitglied der Volksbibliothek, Ehrenmitglied des Arbeiterfortbildungsvereins und des Neuen Medizinalvereins.

Hermann Hecht (1877–1969) kam mit 15 Jahren von seinem Geburtsort Odenheim bei Bruchsal nach Mannheim, wo er nach einer kaufmännischen Lehre und mehrjähriger Tätigkeit in einer Getreideimportfirma in Rotterdam 1903 die Schiffsagentur seines verstorbenen Onkels übernahm. Da er die Notwendigkeit von eigenem Schiffsraum und eigenen Speicheranlagen erkannte, gründete er 1908 die »Rhenania Schiffahrts- und Speditionsgesellschaft mbH«, die u. a. Speicher zur Lagerung von losem Getreide mit elektrischen Kranen am Verbindungskanal erbaute. Nach schweren Einbußen durch den Ersten Weltkrieg setzte nach der Inflation ein stetiger Aufstieg ein. Mit der von seinem Bruder geleiteten »Schweizer Neptungesellschaft« in Basel wurde der Konzern mit 50 Niederlassungen zum größten Unternehmen der Binnenschiffahrt in Europa. 1939 mußte er zu seinem Bruder nach Basel und später in die USA flüchten. Es war ihm aber noch vergönnt, den Wiederaufstieg seines Unternehmens nach dem Zweiten Weltkrieg zu erleben. Im Jahre 1956 wurde er mit dem Großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Richard Lenel (1869–1950) trat 1892 in die väterliche »Fabrik wasserdichter Wäsche Lenel, Bensinger u. Co.« ein. Sein Vater

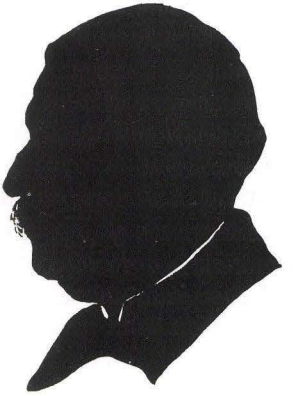


Richard Lenel (1869–1950), Fabrikant, 1949.

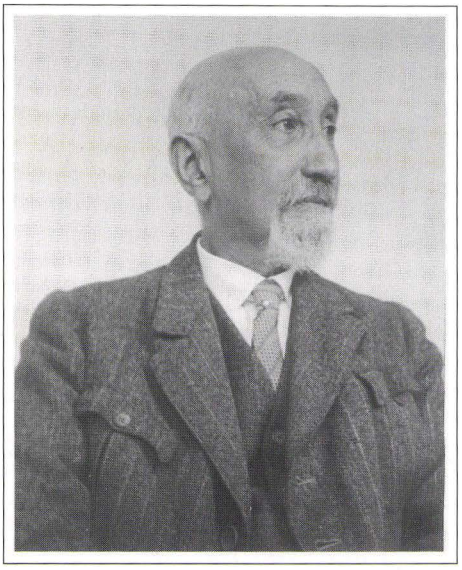
Viktor Lenel (1838–1917) hatte zu seinem 70. Geburtstag ein Erholungsheim für Kinder in Neckargemünd gestiftet, das 1911 eröffnet wurde. Schon drei Jahre nach dem Tode seines Vaters wurde Richard Lenel – wie sein Vater und Großvater – zum Präsidenten der Handelskammer gewählt. Bei den Kommunalwahlen 1922 wurde er als Spitzenkandidat der Deutschen Volkspartei Mitglied des Bürgerausschusses, dem er bis 1930 angehörte. Nachdem er sein Amt als Präsident der Handelskammer in den schweren Jahren der Inflation und der Wirtschaftskrise vorbildlich mit großem Einsatz geführt hatte, mußte er es 1933 niederlegen. Alle Versuche, seine Firma zu erhalten, blieben erfolglos, so daß er sich 1939 gezwungen sah, nach England und später in die USA zu emigrieren. Doch sein sehnlicher Wunsch, wieder in seine Heimat zurückzukehren, ging im Jahre 1949 in Erfüllung. Die Stadt verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht und die Handelskammer die Würde eines Ehrenpräsidenten. Eine Straße im Vorort Feudenheim ist nach ihm benannt.

Wie das »Viktor-Lenel-Stift« gab es auch andere bedeutende Stiftungen Mannheimer jüdischer Bürger, von denen einige genannt werden sollen. Der Kaufmann Julius Aberle (1841–1895) und seine Ehefrau Henriette (1847–1901) stifteten 200 000 M zur Errichtung der Kunsthalle, die 1907 eröffnet wurde. Die Familie Kahn stiftete zur Erinnerung an Stadtrat Bernhard Kahn (1827–1905) die Bernhard-Kahn-Lesehalle in der Neckarstadt. Stadtrat Bernhard Herschel (1837–1905), Inhaber einer Tabakgroßhandlung, vermachte der Stadt testamentarisch 500 000 M zur Errichtung eines Hallenschwimmbades, das – durch den Ersten Weltkrieg verzögert – im Jahre 1920 eröffnet wurde. Bankdirektor Julius Mammelsdorf (1838–1902) stiftete der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek spanische und italienische Erstdrucke von Calderon, Cervantes u.a., außerdem alte Reisewerke mit Kupferstichen. Kaufmann Carl Baer (1855–1933) schenkte der Stadt eine Sammlung Frankenthaler Porzellan mit 340 Stücken und mehre-

Carl Baer (1855–1933), Kaufmann.



re Gemälde von Ferdinand Kobell. Ein Förderer der Kunst war Dr. Herbert Tannenbaum (1891–1958), der 1920 ein Kunsthaus am Wasserturm eröffnete, in dem hervorragende Ausstellungen moderner Kunst zu sehen waren. Das Kunsthaus hatte auch eine sehr besuchte Abteilung für modernes Kunstgewerbe und Spielzeug. 1937 mußte Tannenbaum sein Kunsthaus verkaufen und in die Niederlande emigrieren. Später ging er in die USA, wo er wieder eine Gemäldegalerie eröffnete.



Max Hachenburg (1860–1951), Rechtsanwalt, um 1930.

Im öffentlichen Leben Mannheims traten zu Beginn des 20. Jh. hervorragende jüdische Rechtsanwälte hervor. Dr. Max Hachenburg (1860–1951) wurde durch seine wissenschaftlichen Werke auf dem Gebiet des Handelsrechts in ganz Deutschland bekannt. Sein Wissen stellte er auch der jüdischen Religionsgemeinschaft als Mitglied des Oberrats der Israeliten zur Verfügung. 1898 und wieder 1901 wurde er Präsident der zweiten bzw. dritten Landessynode. Nach 1933 versuchte Hachenburg, seine Anwaltskanzlei so lange als möglich aufrechtzuerhalten, mußte aber im Juni 1939 in die Schweiz flüchten, von wo er weiter nach England und in die USA gelangte. In hohem Alter durfte er noch erleben, daß ihm seine Heimatstadt 1949 das Ehrenbürgerrecht verlieh. Eine Handelsschule und eine Straße in Feudenheim sind nach ihm benannt.

Dr. Ludwig Frank (1874–1914) aus Nonnenweier in Mittelbaden ließ sich im Jahre 1900 in Mannheim als Rechtsanwalt nieder. 1904 wurde er für die SPD in den Bürgerausschuß, 1905 in den Landtag und 1907 in den Reichstag gewählt. Er gehörte in der SPD zu den Reformisten und war ein Wegbereiter des Großblocks aus Sozialdemokraten, Demokraten und Nationalliberalen in Baden. Im Reichstag wandte er sich 1913 gegen die neue Heeresvorlage der Regierung, deren Gefahr für den Frieden er richtig erkannte. Als aber der Krieg ausbrach, meldete er sich freiwillig zum Kriegsdienst und fiel schon am 3. September 1914 in Lothringen. Heute tragen eine Bundeswehrkaserne und ein Gymnasium in Mannheim seinen Namen. Ein 1924 enthülltes Denkmal im Luisenpark wurde nach 1933 von den Nationalsozialisten zerstört; 1950 stellte die Stadt an gleicher Stelle eine Jünglingsfigur zu Franks Gedächtnis auf.

Dr. Max Jeselsohn (1871–1937) aus Neckarbischofsheim eröffnete 1897 eine Anwaltskanzlei in Mannheim. Im Jahre 1905 wurde er als Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei in den Bürgerausschuß gewählt, wo er 1911 den Vorsitz seiner Fraktion übernahm. Im Bürgerausschuß der Weimarer Republik war er Fraktionsvorsitzender der Deutschen Demokratischen Partei. In der jüdischen Gemeinde war er aktiv als Mitglied der Gemeindevertretung seit 1903 und als

Mitglied des Synagogenrates seit 1911. Der israelitischen Landessynode gehörte er als Vorsitzender der liberalen Fraktion an. Nach Auflösung seiner Anwaltskanzlei ist er 1937 unerwartet verstorben.

Dr. Franz Hirschler (1881–1956) trat 1907 in die Anwaltskanzlei von Ludwig Frank ein, die er nach dessen Tod allein weiterführte. Im Jahre 1919 wurde er für die SPD in den Bürgerausschuß gewählt und bekleidete dort seit 1927 das Amt des Fraktionsvorsitzenden. Er arbeitete eng mit dem 1928 gewählten sozialdemokratischen Oberbürgermeister Dr. Hermann Heimerich zusammen, dessen Liebe zum Theater er teilte. Als Anwalt verteidigte er häufig Mitglieder der SPD und der Gewerkschaften gegen Nationalsozialisten, so daß er sich bei diesen verhaßt machte. Er mußte daher schon im März 1933 nach Frankreich emigrieren und floh 1940 weiter nach Argentinien, wo sich seine Söhne schon befanden.

Auch die höchste Richterstelle in Mannheim war vor 1933 zweimal von Juden besetzt. Nathan Stein (1857–1927) wurde 1914 zum Landgerichtspräsidenten in Mannheim ernannt. In zehn schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren versah er sein Amt in vorbildlicher Weise, bis er 1924 in den Ruhestand trat. Am Leben der jüdischen Gemeinde nahm er lebhaft Anteil. Im Jahre 1895 war er Präsident der ersten Landessynode und als Landgerichtspräsident gehörte er dem Vorstand der Mannheimer Gemeindevertretung an.

Dr. Heinrich Wetzlar (1868–1943) wurde im Jahre 1929 zum Landgerichtspräsidenten in Mannheim ernannt. Neben seinen richterlichen Aufgaben setzte er sich vor allem für die Gefangenenfürsorge ein. Im Jahre 1933 wurde er in den Ruhestand versetzt und emigrierte 1939 zu seinem Sohn in die Niederlande. Von dort wurde er 1943 mit seiner Frau nach Theresienstadt verschleppt, wo beide umkamen.

Dr. Julius Appel (1881–1952), in Homburg v. d. Höhe als Sohn des Dr. Maier Appel, 1887–1894 Rabbiner in Mannheim, geboren, kam 1919 ans Mannheimer Notariat, dessen Ruf er weiter gefördert hat. In der jüdischen Gemeinde war er Mitglied des Synagogenrates und des Kuratoriums des Lehrhauses. Viele Jahre war er Präsident der August-La-



Julius Appel (1881–1952), Justizrat, mit Frau Rosa und den Söhnen Martin (links) und Rudi, Sommer 1938.

mey-Loge und der Liberal-Jüdischen Vereinigung Mannheims. Als Kriegsteilnehmer konnte er sein Amt unter dem NS-Regime noch bis 1935 weiterführen. 1939 emigrierte er in die USA, wo er nur mühsam seinen Lebensunterhalt sichern konnte. Bei einem Besuch Mannheims 1952 ist er unerwartet verstorben.

Ludwig Landmann (1868–1945) wurde 1898 zum *Syndikus der Stadt Mannheim* ernannt. Als engster Mitarbeiter von Oberbürgermeister Otto Beck wurden ihm viele Sonderaufgaben übertragen. In zwei Spielzeiten (1912/13 und 1914/15) wurde ihm kommissarisch sogar die Intendanz des Nationaltheaters anvertraut. Als ein weiterer beruflicher Aufstieg in Mannheim nicht möglich war, nahm er 1917 das Amt des Wirtschaftsdezernenten in Frankfurt a. M. an. 1924 wurde er zum Oberbürgermeister dieser Stadt gewählt, die unter seiner Führung einen großen Aufschwung nahm. Nachdem er 1933 sein Amt aufgeben mußte, emigrierte er 1939 in die Niederlande, wo er während der deutschen Besetzung bei Verwandten seiner Frau untertauchen konnte.

Einen großen Einfluß auf das öffentliche Leben in Mannheim übte der Verleger Julius Bensheimer (1850–1917) aus. Der von seinem Vater Jakob gegründete Verlag wurde unter seiner Leitung zu einem bedeutenden juristischen Fachverlag. Im Jahre 1881 ging die *Neue Badische Landeszeitung* in den alleinigen Besitz der Brüder Bensheimer über, die sie zum führenden demokratischen Blatt in Mannheim und Baden werden ließen. Julius Bensheimer, seit 1905 für die Fortschrittliche Volkspartei im Bürgerausschuß, war seit 1908 Mitglied des Stadtverordnetenvorstandes. Er gehörte auch dem Synagogenrat an, dessen stellvertretender Vorsitzender er 1910 wurde. Seine Frau Alice geb. Coblenz (1864–1935) gründete 1896 den Frauenbund »Caritas«. 1899 wurde sie Armenpflegerin und Mitglied der städtischen Armen- und Jugendamtskommission. Über ihre eigene Tätigkeit hinaus setzte sich Alice Bensheimer für die stärkere Mitarbeit der Frauen an den sozialen Aufgaben der Gemeinde ein. Nach 1919 gehörte sie dem örtlichen Vorstand der Deutschen Demokratischen Partei an.

An der Hauptsynagoge amtierte um die Jahrhundertwende Dr. Moritz Steckelmacher (1851–1920), der, aus Boskowitz in Mähren stammend, 1880 nach Mannheim berufen wurde. Er war nicht nur ein Kanzelredner von sprachschöpferischer Begabung, sondern auch ein Gelehrter, der sich mit philosophischen Problemen, insbesondere der Ethik von Immanuel Kant, wissenschaftlich auseinandersetzte. 40 Jahre lang bis zu seinem Tode betreute er die Mannheimer Gemeinde.

Sein Nachfolger als Stadtrabbiner wurde Dr. Gustav Oppenheim (1862–1940), der schon seit 1894 in Mannheim tätig war. Seit 1907 war er Mitglied der Spinoza-Loge, bei der er 1908–1913 und 1923–1926 das Amt des Obermeisters versah. Zum 1. Juli 1933 trat er in den Ruhestand und emigrierte im Mai 1939 nach Australien, wo er schon nach einem Jahr verstarb.

Dr. Max Grünewald (1899 in Königshütte in Oberschlesien geb.) kam 1925 als Jugendrabbiner nach Mannheim, wo er viele Aktivitäten entfaltete, um in der Jugend jüdisches Bewußtsein wiederzuerwecken. Diesem Ziel diente auch das auf seine Initiative nach dem Frankfurter Vorbild errichtete Lehrhaus. Nach der Zurruhesetzung von Rabbiner Dr. Oppenheim wurde er dessen Nachfolger und nach der Auswanderung von Professor Dr. Julius Moses auch Vorsitzender der von den Nationalsozialisten bedrängten und verfolgten Gemeinde. 1935 zum Konferenzrabbiner ernannt, setzte sich Grünewald besonders für die Errichtung jüdischer Schulen ein. Im August 1938 wanderte er nach Palästina aus und von dort weiter in die USA, wo er 1944 Rabbiner der Gemeinde Millburn (New Jersey) wurde. Im Jahre 1955 übernahm er die Präsidentschaft des Leo Baeck Instituts in New York, das die Geschichte der deutschen Juden erforscht.



Im Jahre 1975 besuchte Grünewald anläßlich der Bundesgartenschau auf Einladung des Oberbürgermeisters Mannheim, die Stadt seines langjährigen Wirkens.

Zum Rabbiner der Klaussynagoge wurde 1898 Dr. Isak Unna (1872–1948) aus Würzburg berufen. Zu deren 200jährigem Jubiläum 1908 veröffentlichte er ein zweibändiges Werk. Im Jahre 1921 wurde er Mitglied der israelitischen Landessynode, 1924 Konferenzrabbiner und 1932 Vorsitzender der »Gesetzestreuen Rabbinervereinigung Deutschlands«. Ungeachtet seines eindeutigen religiösen Standpunktes strebte er nach Verständigung und hielt an dem Grundsatz der Einheitsgemeinde fest. 1935 wanderte er nach Palästina aus, wo er weiter wissenschaftlich tätig war.

Tagung der israelitischen Lehrer und Jugendführer in Strümpfelbrunn, August 1934. Bildmitte (mit Vollbart) Isak Unna (1872–1948), Rabbiner; 3. von rechts (mit Brille) Samuel Billigheimer (1889–1983), Professor.

Rabbiner Dr. Chaim Lauer (1880–1945) aus Biel in der Schweiz kam 1925 als Lehrer an die Hebräische Schule der Klausstiftung. Im Jahre 1935 wurde er Amtsnachfolger von Dr. Unna. Nach dem Pogrom vom 10. November 1938 kehrte er in seine Heimat zurück und wurde Rabbiner in Biel.

Auch im Schul- und Bildungswesen Mannheims spielten jüdische Persönlichkeiten eine bedeutende Rolle. Einige von ihnen seien hier erwähnt. Dr. Samuel Billigheimer (1889–1983) unterrichtete seit 1914 an der Lessingschule Latein, Englisch und Französisch. Darüber hinaus gestaltete er die Schul- und Landheimfeste und studierte Theater-

aufführungen und Sprechchöre ein. Er war Mitglied des Synagogenrats und Vorsitzender der Liberal-Jüdischen Vereinigung Mannheims. Nach seiner Entlassung aus dem Schuldienst im Jahre 1933 übernahm er die Leitung des jüdischen Lehrhauses, dessen Kurse und Veranstaltungen nunmehr hauptsächlich der Vorbereitung zur Auswanderung dienten. Im März 1939 emigrierte Billigheimer nach Australien, wo er noch über 20 Jahre an einer Grammar School unterrichtete. Im Jahre 1970 wurde er mit dem Großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Berthold Rosenthal (1875–1957), in Liedolsheim bei Karlsruhe geboren, wurde 1900 nach Mannheim versetzt. Neben seiner Lehrertätigkeit trieb er eingehende historische Studien, aus denen die 1927 veröffentlichte *Heimatgeschichte der badischen Juden* hervorgegangen ist, auch heute noch ein wichtiges, z. T. unersetzliches Werk. 1933 wurde er vorzeitig pensioniert, setzte aber seine Forschungen fort, bis er 1940 in die USA emigrieren mußte, wo er bis zu seinem Tode wissenschaftlich tätig war.

Professor Dr. Otto Selz (1881–1943), aus München stammend, wurde 1923 auf den Lehrstuhl für Philosophie, Psychologie und Pädagogik an der Handelshochschule Mannheim berufen. Hier führte er in den Jahren 1930/31 das Amt des Rektors. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit wollte er seine Erkenntnisse der Allgemeinheit vermitteln und war daher auch als Dozent an der Volkshochschule tätig. Im Jahre 1933 in den Ruhestand versetzt, emigrierte Selz 1939 nach den Niederlanden. Von dort wurde er 1943 nach Auschwitz deportiert.

Dr. Paul Eppstein (1902–1944) übernahm nach volkswirtschaftlichen Studien in Heidelberg 1928 die Leitung der neugegründeten Volkshochschule in Mannheim. In der Zeit der Massenarbeitslosigkeit war er bestrebt, den Hörern eine zusätzliche Fach- und Sprachausbildung zu vermitteln, um ihre beruflichen Chancen zu verbessern. Nachdem er im Juni 1933 die Leitung der Volkshochschule abgeben mußte, fand er eine neue Aufgabe in der »Reichsvertretung der deutschen Juden« in Berlin als Leiter der Auswanderungsstelle. Um seinen Glaubensbrüdern die Emigration zu ermöglichen, blieb er selbst bis zuletzt in Deutschland. Im Jahre 1943 wurde er in das KZ Theresienstadt deportiert, wo er im September 1944 ermordet wurde. Am Eingang des nach ihm benannten großen Vortragssaals der Mannheimer Abendakademie ist eine Büste von Eppstein aufgestellt.

Jüdische Dirigenten und Komponisten leisteten einen großen Beitrag zum Mannheimer Musikleben. Ernst Toch (1887–1964) aus Wien kam 1913 als Lehrer für Komposition an das *Konservatorium für Musik* in Mannheim. Seine Klaviersonaten, Streichquartette und Orchesterwerke ließen ihn in die vorderste Reihe der zeitgenössischen deutschen Komponisten aufrücken. Nach Aufgabe seiner Mannheimer Lehrtätigkeit im Jahre 1927 lebte er bis 1933 in Berlin, von wo er über Paris in die USA emigrierte.

Max Sinzheimer (1894–1977) aus Frankfurt kam 1917 als Kapellmeister an das Mannheimer Nationaltheater. Im Jahre 1920 gründete er ein Liebhaberorchester, das Stamitzorchester, das er bis zu dessen erzwungener Auflösung 1933 leitete. Er war auch Dirigent des jüdischen Gesangvereins »Liederkranz«, dem er eine hochgeachtete Stellung im Mannheimer Musikleben verschaffte. Nach 1933 wirkte er als Dirigent der Instrumentalgesellschaft des Jüdischen Kulturbundes in Mannheim, bis er 1938 in die

USA emigrierte. Dort entfaltete er noch eine reiche Tätigkeit als Chordirigent und Musikpädagoge und lehrte als Professor Musikgeschichte in Chicago. Im Jahre 1952 wurde er zum Ehrenmitglied des wiederbelebten Stamitzorchesters ernannt. 1976 erhielt er die Stamitzplakette der Stadt Mannheim.

Der in Antwerpen geborene Hugo Adler (1894–1955), ein Schüler Ernst Tochs, wurde 1921 zum Kantor der Gemeinde bestellt. Er komponierte synagogale Werke und schuf mit Rabbiner Grünewald die Lehrkantate *Licht und Volk*, die 1930 unter der Leitung von Max Sinzheimer uraufgeführt wurde. Im Jahre 1938 emigrierte er in die USA, wo er in Worcester (Mass.) als Kantor der Gemeinde wirkte.

Joseph Rosenstock (1895–1985) aus Krakau wurde 1930 Generalmusikdirektor am Nationaltheater in Mannheim, wo er als temperamentvoller Dirigent und vorbildlicher Orchestererzieher große Anerkennung fand. Nach seiner Entlassung im Jahre 1933 leitete er bis 1936 die Oper des Jüdischen Kulturbundes in Berlin. Er emigrierte zunächst nach Japan, später in die USA, wo er Chefdirigent der New York City Opera wurde. Im Jahre 1955 wurde ihm die Schillerplakette der Stadt Mannheim verliehen.

Professor Robert Kahn (1865–1951), Sohn des Stadtrates Bernhard Kahn, studierte an der Hochschule für Musik in Berlin, wo 1890 sein erstes Orchesterwerk aufgeführt wurde. Im Jahre 1903 wurde er Professor für Komposition an der Berliner Hochschule für Musik. Sein Schaffen umfaßt Lieder, Kammermusik und Chorwerke. Im Jahre 1916 wurde er Mitglied der »Preußischen Akademie der Künste«. 1933 wurde Kahn entlassen und emigrierte 1939 nach England.

Der in Mannheim geborene Kaufmann Robert Mayer (1879–1985), der schon 1896 nach England ausgewandert war, erwarb sich dort große Verdienste um das Musikleben der Jugend, so daß er 1938 vom englischen König in den Adelsstand erhoben wurde. 1968 erhielt er das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland.

Schon im 18. Jh. hatte Mannheim mehrere jüdische Ärzte, deren Zahl seit dem 19. Jh. erheblich zunahm. Hier können nur einige besonders bekannte unter ihnen genannt werden. Dr. Isidor Lindmann (1844–1910) kam 1866 an die Städtischen Krankenanstalten in Mannheim und wurde 1884 leitender Arzt der 2. Inneren Abteilung. Er nahm an allen sozialen Bestrebungen Anteil: So wurde er 1883 Mitglied der ersten städtischen Kommission für Arbeiterversicherung und 1886 Vorsitzender des Vereins für Kinderpflege. 1892 übernahm er den Vorsitz der »Gesellschaft der Ärzte in Mannheim«. Er war Mitglied der Gemeindevertretung und der Kommission für das Israelitische Kranken- und Pfründnerhaus.

Der Nervenarzt Dr. Max Friedmann (1858–1925) veröffentlichte grundlegende wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Nerven- und Seelenkunde. Er befaßte sich auch mit drängenden sozialen Fragen als Vorsitzender des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und des Hilfsvereins für entlassene Geisteskranke. Außerdem gehörte er dem Verein für Volksbildung, dem Altertums-, Naturheil- und Tierschutzverein sowie dem Verein für Naturkunde an.

Dr. Gustav Cahen aus Saarlouis (1871–1956) übernahm 1899 mit Dr. Fulda die orthopädische Heilanstalt in M 7. Im Ersten Weltkrieg zog er sich schwere Verbrennungen an beiden Händen zu, so daß er seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte. Er

wurde daher im Jahre 1919 zum Geschäftsführer der »Gesellschaft der Ärzte in Mannheim« gewählt. 1920–1935 gehörte er der jüdischen Gemeindevertretung an. Im Jahre 1935 zog er zu seiner Tochter nach Hamburg und emigrierte 1941 in die USA, wo er in der Familie seiner Tochter seinen Lebensabend verbrachte.

Dr. Julius Moses (1869–1945) aus Rodalben in der Pfalz ließ sich 1897 als praktischer Arzt in Mannheim nieder. Seine besondere Sorge galt den schwererziehbaren Kindern. Daher übernahm er die Leitung der städtischen Beratungsstelle für Schwererziehbare und Psychopathen. Außerdem war er Dozent am Fröbelseminar für Kindergärtnerinnen und an der Handelshochschule, von der er 1929 den Professorentitel erhielt. Er gehörte dem kleinen Kreis der Zionisten in Mannheim an und unterhielt persönliche Beziehungen zu Theodor Herzl. Seit 1902 Mitglied der Gemeindevertretung und seit 1912 des Synagogenrates, wurde er 1923 zum Vorsitzenden der Gemeinde gewählt. Obwohl er nur einer Minderheitengruppe angehörte, verstand er es, alle auseinanderstrebenden Meinungen zusammenzuführen. Im Jahre 1934 wanderte er nach Palästina aus, wo er sich vor allem der Fürsorge für die Einwanderer widmete.

Dr. Eugen Isaak Neter (1876–1966) aus Gernsbach kam 1904 als Kinderarzt nach Mannheim. Sein Anliegen war, dem Kleinkind zu seinem Recht zu verhelfen, wofür er eine reichhaltige schriftstellerische Aktivität entfaltete. Er war Mitbegründer des Fröbelseminars für Kindergärtnerinnen, an dem er als allseits beliebter Lehrer wirkte. Im Ersten Weltkrieg war er als Stabsarzt an der Front und nach dem Krieg wurde er Vorsitzender des »Reichsbundes Jüdischer Frontsoldaten« in Mannheim. Nach 1933 leitete er die von der Gemeinde eingerichtete Akademikerhilfe und übernahm nach dem Pogrom vom 10. November 1938 den Vorsitz der Gemeinde. Am 22. Oktober 1940 begleitete er freiwillig die Mitglieder der Gemeinde bei der Deportation nach Gurs, obwohl er – in sog. Mischehe lebend – Mannheim nicht hätte verlassen müssen. Er überlebte das KZ und wanderte 1945 nach Palästina aus. Dort verbrachte er noch einen ruhigen Lebensabend in einem Kibbuz. Eine Schule für geistig Behinderte in Mannheim-Blumenau ist nach ihm benannt.



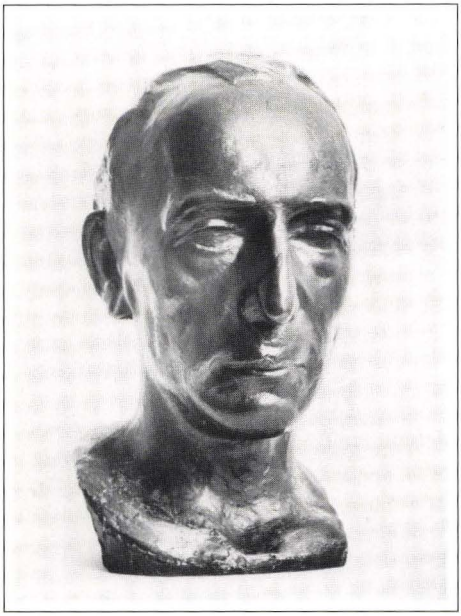
Eugen Isaak Neter (1876–1966), Kinderarzt, mit seiner Frau Mia, 1914.

Ein sehr tüchtiger und beliebter Kinderarzt war auch Dr. julius Strauss (1875–1942), der 1906 nach Mannheim kam. Da er nicht emigrieren konnte, wurde er mit seiner Frau und seiner jüngeren Tochter am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert; 1942 folgte er seiner Frau in ein Vernichtungslager des Ostens, wo beide umgekommen sind.

Dr. Siegfried Bruchsaler (1901–1975) aus Bühl in Baden ließ sich 1929 als Kinderarzt in Mannheim nieder. Er wurde auch Leiter der Mütterberatungsstelle, ein Amt, das er 1933 aufgeben mußte. Im Winter 1935/36 richtete er gemeinsam mit Rosa Grünbaum die Winterhilfe der jüdischen Gemeinde ein. Im Jahre 1938 emigrierte er nach Dallas (Texas), wo er Professor für Kinderheilkunde an der Universität von Texas wurde. Im Jahre 1962 wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Dr. Ernst Josef Lesser (1879–1928) aus Stettin wurde 1910 zum Vorstand des Zentrallaboratoriums der Städtischen Krankenanstalten berufen. Er war nicht nur ein hervorragender Gelehrter, sondern auch ein politisch aktiver Staatsbürger und ein lebendiges Mitglied der Gemeinde. Als Zionist besuchte er schon 1914 Palästina, wo er die Gründung der Universität Jerusalem mit vorbereitete. Als Mitglied der SPD hielt er zum 40. Todestag von Karl Marx am 18. März 1923 die Festrede. Am zweiten Todestag von Lesser wurde in den Krankenanstalten eine von Prof. Richard Scheibe geschaffene Büste enthüllt, die heute in der Kunsthalle steht.

Ernst Josef Lesser (1879–1928), Mediziner, Büste 1929.



Als Nachfolger von Lesser wurde der in Fürth geborene Pharmakologe Professor Dr. Walter S. Loewe (1884–1963) von der Universität Dorpat berufen. Er wurde Honorarprofessor an der Universität Heidelberg und baute das Zentrallaboratorium zu einem Hormonforschungsinstitut aus. Nach seiner Entlassung 1933 wanderte Loewe über die Schweiz in die USA aus, wo er 1946 Professor an der Universität von Utah, Salt Lake City, wurde.

Pauline Maier (1877–1942) aus Baiertal bei Heidelberg war seit 1922 Oberin des jüdischen Krankenhauses in E 5, das 1936 in das neue jüdische Altersheim verlegt werden mußte. Von der Deportation am 22. Oktober 1940 waren auch die Patienten des Krankenhauses betroffen, denen sich Pauline Maier freiwillig anschloß. Im Lager Gurs war sie eine nimmermüde Helferin, die den schwer geprüften Menschen Trost und Hilfe brachte. Bei der Verschleppung von Gurs nach dem Osten im Sommer 1942 hätte Pauline Maier wieder zurückbleiben können, aber sie ging mit den anderen in den Tod. Das städtische Altersheim, das im Hause des früheren jüdischen Altersheims eingerichtet ist, heißt heute Pauline-Maier-Haus.

Rosa Grünbaum (1881–1942) aus Karlsruhe kam um die Jahrhundertwende nach Mannheim, wo sie das Elend der Arbeiterkinder erlebte, deren Mütter tagsüber im Beruf standen. Zusammen mit Dr. Neter gründete sie Kindergärten und ein Kinder-

gärtnerinnenseminar, das 1920 als Fröbelseminar von der Stadt Mannheim übernommen wurde, wobei Rosa Grünbaum die Leitung behielt. Nach ihrer Entlassung 1933 richtete sie mit Dr. Bruchsaler die jüdische Winterhilfe ein. Am 22. Oktober 1940 wurde sie nach Gurs deportiert und im August 1942 in eines der Vernichtungslager des Ostens verschleppt, wo sie umgekommen ist. Eine Gedenktafel am Eingang des Fröbelseminars erinnert an Rosa Grünbaum.

Mit diesen beiden Frauen, die ihr Leben hingegeben haben für ihre Nächsten, endet dieser Bericht über jüdische Persönlichkeiten, die große Beiträge zum politischen und wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Leben der Stadt geleistet haben.

Hans-Joachim Fliedner

DIE MANNHEIMER JÜDISCHE GEMEINDE 1933–1945

Die Mannheimer jüdische Gemeinschaft stand am Vorabend der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten materiell gesichert da: Sie war eine große Gemeide von über 6000 Glaubensjuden, die in Gewerbe, Handel, Kultur und Politik eine wichtige Rolle spielten. So war beispielsweise das Juweliergeschäft Netter am Paradeplatz weit über die Grenzen Mannheims hinaus bekannt; die Rhenania Schiffahrtsgesellschaft (Familie Hecht) war im In- und Ausland angesehen; die Bevölkerung Nordbadens und der Pfalz besuchte Mannheimer Geschäfte, von denen wichtige, so zum Beispiel die Warenhäuser Rothschild und Wronker, in jüdischem Besitz waren. Auch wenn es keine gesicherten Zahlen gibt, so steht doch fest, daß die Gemeinde über eine hohe Steuerkraft verfügte. Dies ermöglichte ihr vorbildliche Lösungen von Gemeinschaftsaufgaben.

Diese Aussage, die bereits für die wirtschaftlich außerordentlich schwierigen Jahre der Endzeit der Weimarer Republik Bedeutung hat, gilt auch und besonders für die Anfangsjahre des Nationalsozialismus, d. h. zu einer Zeit, in der, um ein Wort von Ernst Simon zu gebrauchen, noch *Aufbau im Untergang* möglich war.

Jedoch nicht nur materiell war die jüdische Gemeinde gesichert; auch in anderer Hinsicht ergibt sich das Bild einer leistungsfähigen Gemeinschaft, die in den dreißiger Jahren die Prüfung von Weltwirtschaftskrise und Nationalsozialismus über sich ergehen lassen mußte. Einige charakteristische Punkte hierfür seien angeführt.

1. Die Mannheimer Gemeinde ist durch ein bodenständiges Element gekennzeichnet. Dies rührt nicht nur von dem bereits zur kurpfälzischen Zeit eingesessenen Bürgertum her, sondern auch von dem Zuzug, den die aufstrebende Industriemetropole am Zusammenfluß von Rhein und Neckar aus den Kleingemeinden Nordbadens und der Pfalz erhielt. Diese Landgemeinden waren charakteristisch für die badische Judenheit. Obgleich die Kleingemeinde sich der Fürsorge des Oberrats erfreute und man sie zu erhalten wünschte, lagen die Lebensmöglichkeiten der Juden in den größeren Industriezentren. Dies rührt daher, daß Juden vor der Emanzipation vom Landerwerb ausgeschlossen und vor allem auf die Händlerberufe angewiesen waren. Mit zunehmender Konzentration wurde ihnen in den Landgemeinden die Wirtschaftsgrundlage entzogen. Die aufstrebenden Industriestädte boten dagegen mannigfache Arbeitsmöglichkeiten. Die engere Verbindung dieser aus den Kleingemeinden stammenden Menschen mit dem Umfeld brachte ein bodenständiges, beharrendes Element in die städtische Gesellschaft. Außerdem waren die Bande der ehemals ländlichen Bevölkerung zur Religion häufig enger als die der städtischen.

2. Innerjüdisch war die Mannheimer Gemeinde offen für neue geistige Strömungen. Bereits unmittelbar nach dem ersten Zionistenkongreß in Basel 1897 wurde in Mannheim eine Ortsgruppe gebildet. Eine Untersuchung anhand der Unterlagen des Zionistischen Zentralarchivs in Jerusalem zeigt, daß diese kein Außenseiterdasein führte und das Urteil von Berthold Rosenthal in der *Heimatgeschichte der Badischen Juden* rechtfertigt: *Die badischen Zionisten beteiligten sich lebhaft am Gemeindeleben.* Charakteristisch dürfte auch sein, daß sich an Mannheimer Unterlagen nachweisen läßt, daß sehr früh nicht nur die nationale Heimstatt als Ziel gesehen wurde, sondern auch die geistige Heimkehr nach Zion in den Mittelpunkt gerückt wurde. So heißt es in einem Brief von Julius Simon vom 2. Juni 1902: *Alle aber sind sich – wie natürlich – darüber klar, daß unsere Kultur nur aufbauen kann auf unserer Litteratur, also auf Bibel, Talmud und den anderen Büchern der Weisen aller Zeiten.*

Diese Atmosphäre war auch günstig für die Entwicklung der Jugendbünde, die aus der deutschen Jugendbewegung hervorgegangen und von dieser beeinflußt waren. Wichtig waren hier die »Kameraden«, die aus dem deutsch-jüdischen Wanderbund hervorgegangen waren. Dieser Bund entfaltete in Mannheim ein reges Leben und konnte auch nach 1933 mit eigenen kulturellen Leistungen aufwarten. Diese gipfelten z. B. am 28. Januar 1934 in der Aufführung des Schauspiels *Gott?* von Kurt Fischel. Es spielt in Jerusalem zur Zeit der Regierung des Königs David und führte somit Eltern und Jugendliche in die Blütezeit des Volkes Israel zurück. Neben diesem Bund gab es eine Vielzahl anderer Bünde, die jedoch nicht kontinuierlich arbeiteten, sondern je nach Zusammensetzung Blütezeiten und Durststrecken hatten.

Besonders wichtig war daneben die Jugendgemeinde des Rabbiners Grünewald. Angehörige dieser Gruppierung, die heute in Israel leben, berichten, daß diese Jugendgemeinde sich nicht nur darum bemühte, erzieherisch zu wirken und Standesunterschiede unter den jungen Juden zu verwischen, sondern insbesondere auch die Ostjuden zu integrieren. Wenn auch die Jugendgemeinde – oft mit Rücksicht auf die Elternhäuser – offiziell neutral gegenüber dem Zionismus war, so wird sie doch von Emigranten als latent zionistisch geschildert.

3. Die Verwobenheit der israelitischen Gemeinde mit der Umgebung und das Verhältnis zur christlichen Umwelt wird von Rabbiner Max Grünewald bis 1932 als *normal* bezeichnet. Dies gab der jüdischen Gemeinde in der Stadt Mannheim einen Rückhalt, der stärker war, als in anderen Umfeldern. Rabbiner Robert Raphael Geis, der 1934 von München nach Mannheim kam, bezeugt, daß er überrascht war, wie unbekümmert die Mannheimer Juden unter dem Nationalsozialismus leben konnten. Dieses *normale* Verhältnis wird durch christliche und jüdische Zeugnisse belegt. Für die große Verwobenheit der evangelischen, katholischen und jüdischen Bevölkerungsgruppe zeugt auch, daß, soweit die Zeugnisse reichen, ein Handelskammerpräsident Richard Lenel von allen tragenden Gruppen der Stadt selbstverständlich akzeptiert und seine Arbeit gewürdigt wurde und daß beispielsweise ein Arzt wie Professor Dr. Julius Moses mit seinen großen sozialen Leistungen allgemein anerkannt war. Er steht für den Typ des jüdischen Menschen, der bei vollem, vor allem sozialem Engagement für seine Vaterstadt sich intensiv jüdischen Fragen zuwandte. Dies schloß bei ihm das Bekenntnis zum Zionismus ein. Angesichts der Entwicklung Deutschlands zum Nationalsozia-

lismus war es ein Segen, daß dieser Mann von 1923 bis zu seiner Emigration 1934 als Vorsitzender des Synagogenrats der israelitischen Gemeinde amtierte.

4. Die Mannheimer Gemeinde hatte als stärkste jüdische Gemeinde des Landes Baden ein wichtiges Wort im Oberrat in Karlsruhe mitzureden. Ihre Kraft zeigt sich daran, daß landesweite Entwicklungen, insbesondere auch zur nationalsozialistischen Zeit, von der Mannheimer Gemeinde ausgingen und getragen wurden. Die Kraft der Gemeinde zeigt sich auch in ihrer Zentralfunktion. Während der Zeit des Nationalsozialismus mußten wegen der Mittelpunktsbedeutung von Mannheim natürlich viele Auswärtige zum Besuch der Konsulate etc. nach Mannheim kommen. Darüber hinaus ließ die vorbildliche Fürsorge- und Kulturarbeit Mannheim zur jüdischen Zentrale im nordbadisch-pfälzischen Raum werden. So sah sich Rabbiner Grünewald im Juni 1933 zu einem öffentlichen (!) *Wort an die Pfalz* im *Israelitischen Gemeindeblatt* veranlaßt. In diesem *Wort* wird die Pfalz, und hier insbesondere Ludwigshafen, gemahnt, eine eigene fachgerechte Fürsorgearbeit aufzubauen, da sich die dortigen Bürger in ihrer Verlassenheit nach Mannheim wandten.

5. Ohne weitere Einzelbeispiele zu geben, kann gesagt werden, daß unter der Führung von aufgeschlossenen Rabbinern und gesellschaftlich angesehenen Persönlichkeiten in Mannheim eine Atmosphäre herrschte, die einmal eine enge Verbindung mit dem deutschen Kulturgut ermöglichte, aber andererseits eine Hinwendung zu jüdischer Erziehung und jüdischen Werten förderte, ohne daß die Gemeinde – wie anderenorts – sich in befehdende Gruppierungen aufspaltete und ohne daß der Schlag, den die Herrschaft des Nationalsozialismus bedeutete, zu unproduktiven Rückblicken und Klagen führte.

Aus der Situation in den dreißiger Jahren entstand als Antwort auf den Nationalsozialismus eine intensive Kultur- und Erziehungsarbeit, die auch heute noch als beispielhaft gelten kann. Sie wurde erst durch die physische Vernichtung der Gemeinde abgebrochen. Ihre Entfaltung soll nach einem kurzen Blick auf die Organisation der Gemeinde behandelt werden.

*

Die Leitung der Mannheimer jüdischen Gemeinde umfaßte zu Beginn des Jahres 1933 elf Synagogenräte und 44 Gemeindevertreter. Im Zuge der Auswanderung wurde bei der Neuwahl im Dezember 1936 im Einvernehmen mit dem Oberrat diese Zahl auf neun Synagogenräte und 36 Gemeindevertreter herabgesetzt. Die gute Führung der Mannheimer Gemeinde zeigt sich daran, daß man angesichts der Bedrohung durch den Nationalsozialismus auf einen Wahlkampf verzichtete und sich die wichtigsten jüdischen Gruppierungen (Religiös-Liberale Vereinigung Mannheim/Zionistische Ortsgruppe Mannheim/Gemeindevereinigung Mannheim/Konservative Gruppe) einigten, eine Einheitsliste zur Wahl zu empfehlen.

Die Brennpunkte des Gemeindelebens zeigen sich an den Ausschüssen, die von Synagogenräten, Gemeindevertretern und sachkundigen Bürgern gebildet wurden. Von den bestehenden 16 Ausschüssen (Kommissionen/Kuratorien) seien einige wichtige angeführt und ihr Tätigkeitsfeld während der Zeit des Nationalsozialismus kurz erwähnt.

ALTERSHEIMKURATORIUM

Das im Jahr 1931 fertiggestellte jüdische Altersheim war nach 1933 besonders wichtig. Einmal konnten jüdische alte Menschen in den zunehmend judenfeindlich ausgerichteten öffentlichen Institutionen schlecht leben, zum anderen wanderten viele jüdische jüngere Menschen aus. Die zurückbleibenden Alten mußten von der Allgemeinheit gestützt und bei Gebrechlichkeit versorgt werden. Schon vor 1933 war die Mannheimer jüdische Bevölkerung stärker überaltert als die christliche. Nach 1933 steigerte sich dies, weil besonders die jüngeren Jahrgänge auswanderten. Darüber hinaus hatte die wirtschaftlich unsichere Zeit der Weimarer Republik dazu geführt, daß sich nur ein geringer Prozentsatz der Juden verheiratet hatte. In einer Bevölkerungsstatistik, die das *Israelitische Gemeindeblatt* am 9. September 1936 veröffentlichte, wird festgestellt, daß die Männer nur zu einem sehr geringen Prozentsatz verheiratet sind (bei den 25–30jährigen nur 7,5 %, bei den 30–35jährigen nur 29 %, bei den 35–40jährigen nur 50 %). Ebenso wird festgestellt, daß die Zahl der über 70jährigen, also der Menschen mit einer Lebenserwartung von etwa fünf Jahren, doppelt so groß sei als die der Kleinkinder bis zu fünf Jahren. Aufgenommen und betreut wurden diese jüdischen Menschen in dem Altersheim an der Collinistraße. Allerdings wurde der Raum dort angesichts der wachsenden Aufgaben knapp.

Jüdische Krankenhauskommission, 1935. Hintere Reihe, von links: Dr. Max Grünewald, Otto Nöther, Julius Löffler; vorne von links: Sara Lewinski, Pauline Maier, Edith Simon.



KRANKENHAUSKOMMISSION

Neben dem Altersheim unterhielt die jüdische Gemeinde ein Krankenhaus in E 5. Dieses mußte die Gemeinde im Jahre 1936 aufgeben. Daraufhin beschloß die Gemeindeleitung, das Altersheim in der Collinistraße auszubauen. Hier konnten Juden bis in den Krieg hinein aufgenommen werden, bis dieses Krankenhaus gemeinsam mit dem Altersheim am 24. Dezember 1941 durch Verfügung des Reichsführers SS der jüdischen Gemeinde ebenfalls genommen wurde.

LEHRHAUSKURATORIUM

Dieses hatte sich (auch in Verbindung mit dem Bibliotheksausschuß und Erziehungsausschuß) um das Lehrhaus zu kümmern. Das Mannheimer Lehrhaus in M 6, 12 war eine Stätte der jüdischen Erwachsenenbildung nach dem Vorbild des von Franz Rosenzweig begründeten Frankfurter Lehrhauses. In ihr sollten, gemäß den Vorstellungen von Franz Rosenzweig, assimilierte deutsche Juden, die sich um ein vertieftes Verständnis der jüdischen Kultur bemühten, Angebote finden. Dieser Zweig der Gemeindearbeit mußte ausgebaut werden, da das Lehrhaus konsequent in den Dienst der nicht nur reli-

giös motivierten Erwachsenenbildung gestellt wurde. Dort erhielten alle jüdischen Bürger, die sich auf eine Auswanderung vorbereiteten, entsprechende Unterweisung. Das Angebot des Lehrhauses wurde bis zum Ende der geordneten öffentlichen jüdischen Erziehungsarbeit nach den Novemberpogromen 1938 stets elastisch den Erfordernissen der Auswanderungswilligen angepaßt.

ERZIEHUNGSAUSSCHUSS

Dieser Ausschuß hatte sich nicht nur mit innerjüdischen Fragen wie der des Religionsunterrichts und der Klausstiftung (für die ein Extraausschuß bestand) zu befassen. Während der Zeit des Nationalsozialismus wurde ein eigenes Erziehungssystem aufgebaut. Es umfaßt zur Mitte der dreißiger Jahre neben dem Lehrhaus eine ausgebaute Volksschule und *mittlere Schule.* Zur Kulturarbeit, die von den Ausschüssen überwacht, gesteuert und getragen wurde, gehört auch die Arbeit des Liederkranzes (Jüdischer Kulturbund).

KULTUSKOMMISSION/ RITUALKOMMISSION

Diese Kommissionen hatten sich um die Dinge des Kultus zu kümmern. Hierbei handelte es sich um innerjüdische Fragen; nach 1933 galt die Sorge der Gemeindeleitung auch dem Umstand, daß kein koscheres Fleisch in Deutschland zu erhalten war und vom Ausland für gesetzestreue Gemeindeglieder geschickt werden mußte.

WOHLFAHRTSAUSSCHUSS

Dieser steuerte die über die Grenzen Mannheims anerkannte Wohlfahrtsarbeit der Gemeinde. Gemeinsam mit der Kommission für Darlehensangelegenheiten war die dem Wohlfahrtsausschuß nachgeordnete Arbeit des Wohlfahrtsamtes eng verknüpft mit einer großen Anzahl karitativer Vereine.

Vor 1933 und zu Beginn der nationalsozialistischen Zeit stand für das Wohlfahrtsamt die übliche Wohlfahrtsarbeit für in Not geratene Menschen im Mittelpunkt. Es waren dies einmal Durchwanderer jeder Art, zum anderen aber auch zu einem großen Teil Flüchtlinge, die nach dem Friedensabschluß 1918/19 aus ehemals russischen/polnischen Gebieten nach Westen gekommen waren. Sie hatten – oft mitverschuldet durch Aufrufe der deutschen Wehrmacht im Ersten Weltkrieg – stark unter den Umgestaltungen im Osten, verbunden mit antisemitischen Strömungen, zu leiden gehabt. Diese oft mittellosen, *Ostjuden* genannten Menschen bedurften der Fürsorge und Eingliederung. Als im Oktober 1938 die männlichen Familienmitglieder vieler Familien nach Polen verschleppt wurden, mußte sich das Wohlfahrtsamt zusätzlich um zurückbleibende Familienangehörige kümmern.

Die Krisen der Weimarer Zeit ließen daneben die Jugendfürsorge zu einem besonderen Zweig der Wohlfahrtsarbeit werden, und nach 1933 trat mehr und mehr die Arbeit für auswanderungswillige Gemeindemitglieder in den Vordergrund. So unterhielt das Palästinaamt eine Zweigstelle in Mannheim, die vom Wohlfahrtsamt mitbetreut wurde. Außerdem stand eine Beratungsstelle des »Hilfsvereins der Juden in Deutschland«, ebenso wie die »Zentralstelle der Wanderfürsorge«, mit dem Wohlfahrtsamt in enger, auch personeller Verbindung. Es mußten auch häufig mittellose Durchwanderer, die zur Vorsprache auf einer der 17 konsularischen Vertretungen in Mannheim weilten, versorgt und unterstützt werden.

Als neuer Zweig der Arbeit des Wohlfahrtsamtes kam nach 1933 die Berufsum-



Mitarbeiter des Jüdischen Wohlfahrts- und Jugendamts M 6, 12, 1936. Von links: Mali Stoll, Arthur Löwenbaum, Frau Kaufmann, Mia Neter, Fräulein Aronowitz, Ilse Bensinger, Alice Wetzlar.

schulung hinzu. Die einseitige, häufig auf kaufmännische Berufe ausgerichtete Berufsstruktur der Juden führte dazu, daß für viele nur eine Chance zu sinnvoller Auswanderung bestand, wenn sie einen neuen, manuellen Beruf erlernten. Bereits zum Stichtag des 1. Dezember 1933 registrierte das Mannheimer Wohlfahrtsamt 126 Umschulende, von denen die Mehrzahl Landwirtschaft erlernte. Von den 126 Umschulenden waren nur 52 in Mannheim untergebracht und 74 auswärts. Später ließ der steigende Auswanderungsdruck die Gemeindeleitung eine eigene Anlernwerkstätte in Neckarau errichten; sie entließ im September 1938 nach zweieinhalbjähriger Ausbildung ihre ersten Schüler.

*

Die *Machtergreifung* erschütterte die alteingesessenen Gemeindemitglieder; sie erschütterte jedoch nicht die organisierte Gemeinde. Sie ging unter Führung von Synagogenrat und Rabbinern sicher ihren Weg. Spiegel dafür ist das *Israelitische Gemeindeblatt.* In ihm findet sich als Devise und Antwort auf die Verunglimpfung durch den Nationalsozialismus die Losung: *Erziehung zum Judentum.* Trotz der sich stetig verschärfenden nationalsozialistischen antijüdischen Politik gelang es der Gemeinde, im Erziehungssektor die Initiative zu ergreifen und nicht nur im Lehrhaus und in der Klaussynagoge, sondern mit einer eigenen jüdischen Volksschule ihr Schulsystem aufzubauen. Es geschah dies, das muß betont werden, als Konsequenz der nationalsozialistischen Ausrichtung des Staates, aber auf Anregung und Betreiben der Mannheimer jüdischen Gemeinde.

Den Aufbau dieses Schulsystems ermöglichten natürlich auch Bildungstraditionen, die in Mannheim durch die Pflege eines freiwilligen jüdischen Unterrichts an Nachmittagen in der Klaus-Schule lebendig geblieben waren. Es war jedoch auch eine Be-

reitschaft, vor allem der Jugendlichen, zu jüdischen Inhalten vorzustoßen zu verzeichnen. So heißt es bereits im Jahre 1932 in den Blättern des deutsch-jüdischen Wanderbundes »Kameraden«: *Objektive Gegebenheiten, zunehmende Nationalisierung Deutschlands und damit verbundene Einengung jüdischen Lebensraums, das Vorhandensein eines jüdischen Volkes – zwingen heute jeden einzelnen von uns, sich nach seiner j ü d i s c h e n Existenz und deren Konsequenzen zu fragen.* In Konsequenz zu dieser Einstellung waren die jüdischen Jugendlichen in der Anlernwerkstätte Neckarau auch bereit, neben der manuellen Ausbildung eine Unterweisung mit anschließender Prüfung in neuerer jüdischer Geschichte und Hebräisch anzunehmen.

Neben die jüdische staatliche Schule, die vor allem mit dem Lehrhaus, aber auch der Erziehungsinstitution der Klaus verzahnt war, trat ein ausgezeichnetes Kulturleben. Es wurde vornehmlich vom »Liederkranz« und dem »Jüdischen Kulturbund« getragen. Beide schlossen sich auf der Mitgliederversammlung vom 26. Oktober 1935 zu einem Verein, dem »Liederkranz e. V. (Jüdischer Kulturbund)« zusammen. Es gelang diesen 800 Mitglieder zählenden Vereinen, namhafte Chor- und Orchesterwerke aufzuführen. Sie waren sowohl von den Musikern der Klassik komponiert und oft in Anlehnung an biblische Stoffe verfaßt als auch von jüdischen Komponisten der Moderne.

Den äußeren Rahmen für die kulturellen Darbietungen gab zunächst das Heim des »Liederkranzes« in E 5,4 ab. Als dieses dem Plankendurchbruch zum Opfer fiel, baute der Verein das Anwesen in Q 2, 16 um, wo im September 1936 sein ca. 500 Personen fassender Orchestersaal im Rahmen einer Festveranstaltung eingeweiht wurde.

Das Kulturleben der Gemeinde in den Jahren vor der sogenannten Kristallnacht zeigt unter dem Druck der Nationalsozialisten eine Rückentwicklung zu einem eigenen, spezifisch jüdischen Kulturleben. Noch Franz Rosenzweig hatte gegen eine jüdische Schule in Deutschland mit folgendem Gedankengang Stellung genommen: *Es ist aber eine Schande, solche unerfüllbaren Forderungen zu stellen, wenn man das deutsche Problem der jüdischen Erziehung lösen will. In Polen oder in Palästina sind jüdische Gymnasien nötig, in Deutschland noch nicht einmal jüdische Volksschulen. Das Jüdische muß hier schon auf der Schule als eine fremde Welt neben die der deutschen Bildung treten.* Diese Bemerkung Rosenzweigs zeigt die Bildungsvorstellung, der unbewußt viele, geistig führende deutsche Juden anhingen. Sie hielten es für richtig, daß die deutsch-jüdische Jugend von Kindheit an in zwei verschiedenen geistigen Welten aufwachse und die Bildungswerte aus beiden Kulturen nach individueller Neigung wählen könne. Dieses fruchtbare geistige Spannungsverhältnis, aus dem hohe geistige Leistungen erwuchsen, war von zwei Seiten bedroht: einerseits durch eine Assimilation, die die eigene jüdische Identität aufgab, und andererseits von den völkischen Kreisen, die keine jüdische Existenz zulassen wollten. Mit dem Beginn der Herrschaft des Nationalsozialismus war das Ende einer Erziehung in diesem Spannungsverhältnis gekommen. Die jüdische Gemeinde Mannheim hat damals die Zeichen der Zeit sogleich richtig erkannt und ihr eigenes Erziehungssystem aufgebaut.

Das Ende der jüdischen Gemeinde Mannheims wurde durch den Entzug der wirtschaftlichen Grundlagen besiegelt, auch ohne daß den jüdischen Menschen die leibliche Existenz genommen wurde. Nachdem die jüdischen Geschäfte in jeder nur vorstell-

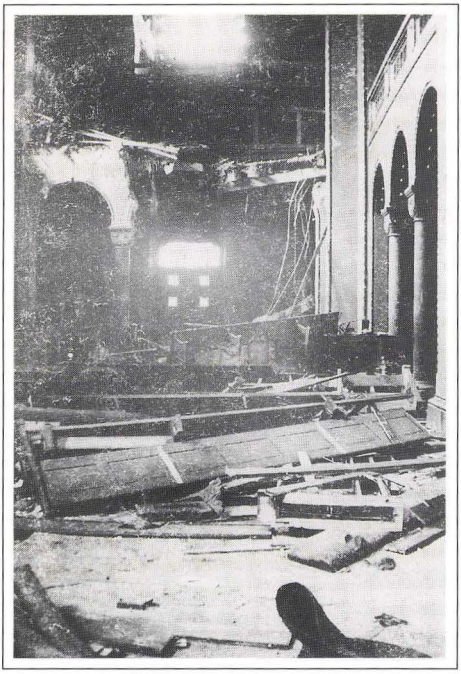
baren Form gleich nach 1933 (beginnend mit dem Boykott am 1. April 1933) benachteiligt worden waren, wurden sie durch entsprechende reichsgesetzliche Verordnungen (insbesondere durch die *Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben* vom 12. November 1938) ganz in *arische Hand* überführt. Darüber hinaus nahm die *Verordnung über den Einsatz jüdischen Vermögens* vom 3. Dezember 1938 den Juden praktisch die Verfügungsmöglichkeit über den eigenen Besitz. Diese gesetzgeberischen Maßnahmen wurden von der christlichen Bevölkerung weniger wahrgenommen als das große Pogrom vom 9./10. November 1938, welches der Reichsgesetzgebung vorausging. Es wird heute allgemein mit dem Namen *Kristallnacht* bezeichnet. An diesem Tag wurden in Mannheim, wie auch im übrigen Deutschland, die beiden Synagogen zerstört bzw. demoliert und die jüdischen Geschäfte geplündert. Die männliche Bevölkerung wurde verhaftet und nach Dachau verbracht. Noch schlimmer als den Mannheimern erging es den Pfälzern. In Neustadt wurde den Insassen des Altersheimes das Haus über den Köpfen angezündet. Die bedrängten Bürger fluteten über den Rhein und fanden in Mannheimer Haushaltungen und im Krankenhaus/Altersheim am Neckar Zuflucht.

Nach diesem Novemberpogrom begann die organisierte Flucht, die die bis dahin herrschende Auswanderung ersetzte. Von jetzt an war nur noch ein improvisiertes Kultur- und Gesellschaftsleben für eine sterbende Gemeinschaft von etwa 2 000 Mitgliedern möglich. Dies insbesondere deswegen, weil auch die meisten geistig führenden Familien und Lehrer sowie die Rabbiner bis März 1940 die Gemeinde verließen.

Den Höhepunkt und Endpunkt der Entrechtung der Mannheimer Juden, die über Boykott, *Nürnberger Gesetze* und hun-

Vertreibung der jüdischen Badegäste aus dem Rheinbad Herweck durch SA-Mitglieder in Zivil, 27. 6. 1935.





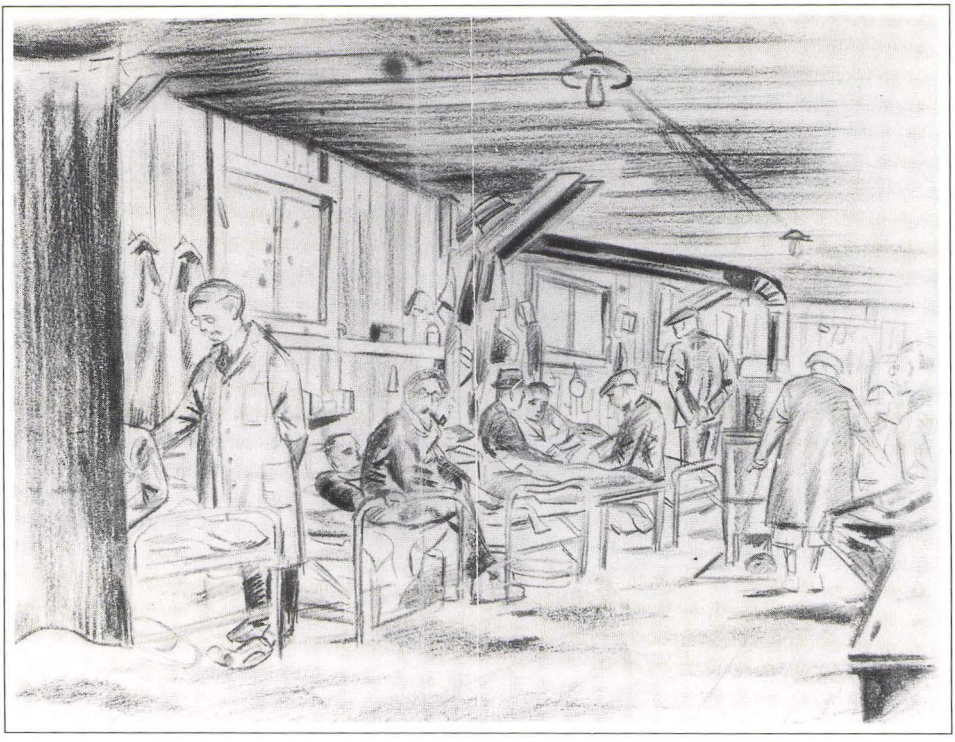
Inneres der Hauptsynagoge F 2, 13 wenige Tage nach ihrer Zerstörung am 10.11.1938.

derte von Sonderbestimmungen vor sich ging, bildeten die Deportationen. Eine erste fand im Oktober 1938 statt. Sie erfaßte 75 Ostjuden, die im Besitz polnischer Pässe waren. Die polnische Regierung nahm die Deportierten zunächst nicht auf; sie vegetierten mehrere Tage auf einem Grenzbahnhof dahin. Das hier verübte Unrecht wurde in der Mannheimer NS-Presse in geschmackloser, höhnischer und menschenverachtender Weise wiedergegeben.

Die zweite große und entscheidende Deportation erfaßte den Kern des verbliebenen Mannheimer jüdischen Bürgertums. Nach dem Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich wurden am 22./23. Oktober 1940 alle in Mannheim anwesenden *transportfähigen* Juden (sofern sie nicht in *Mischehe* lebten oder eine ausländische Staatsangehörigkeit, auf die Rücksicht genommen werden mußte, besaßen), gemeinsam mit anderen *Nichtariern* aus Baden und der Pfalz, in die Konzentrationslager am Fuße der Pyrenäen verschleppt. Unter unvorstellbaren Bedingungen vegetierten die zumeist sehr alten Menschen dort in den Baracken. Freiwillig begleitete sie der Mannheimer Kinderarzt Eugen Neter, der sich gemeinsam mit seinen Ärztekollegen im Lager bemühte, eine notdürftige menschlich-pädagogische und medizinische Betreuung zu gewährleisten. Ein Großteil der Verschleppten trat während des Krieges den Leidensweg über Drancy in die Vernichtungslager des Ostens an; eine nicht genau bekannte Anzahl befreiten zum Kriegsende die alliierten Truppen. Die zum Zeitpunkt dieser Deportation nicht in Mannheim befindlichen Juden oder in sogenannter Mischehe lebenden Bür-

Frau mit Kind im Morast vor einer Bretterhütte im Konzentrationslager Gurs, um 1943.





ger wurden in kleineren Deportationen, insbesondere am 24. April und 21. August 1942, nach Osten verschleppt. Ein letzter Transport vom Februar 1945 brachte noch 49 in *Mischehe* lebende Juden nach Theresienstadt. Davon kehrten – nach der Befreiung – 47 nach Mannheim zurück.

Krankenbaracke im Konzentrationslager Gurs, 1941. Links stehend Julius Strauss (1875–1942), Kinderarzt. Ärztliche Hilfe konnte hier nur mit einfachsten Mitteln geleistet werden.

Oskar Althausen/Peter Blastenbrei/Friedrich Teutsch

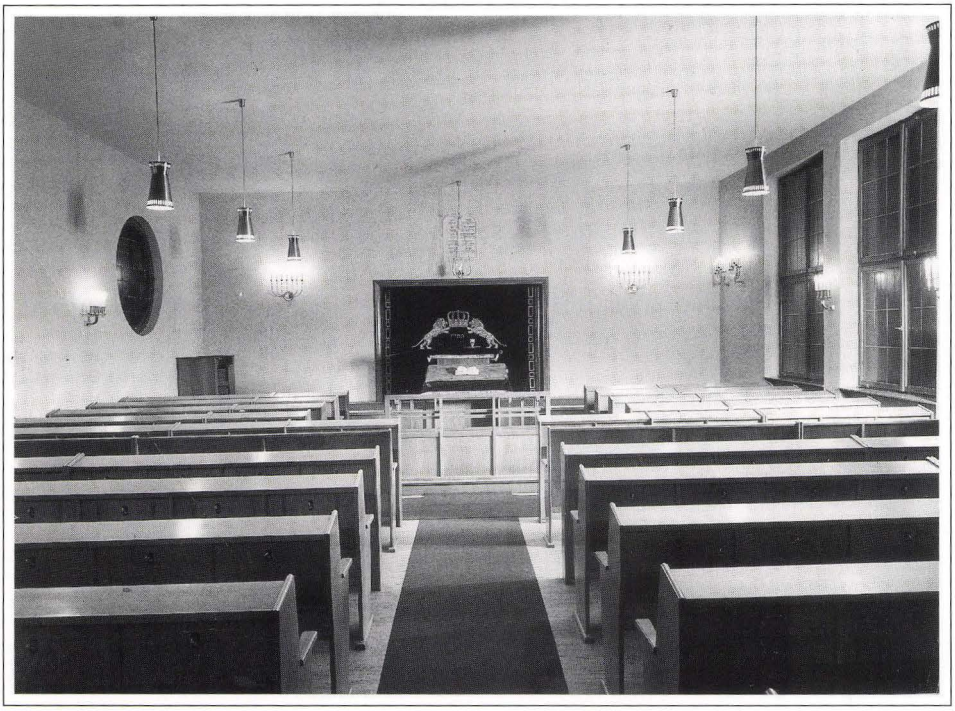
ZUR GESCHICHTE DER JÜDISCHEN GEMEINDE MANNHEIM SEIT 1945

Die jüdische Kultusgemeinde heute

Die Jüdische Gemeinde Mannheim ist eine Einheitsgemeinde, in der alle religiösen Richtungen (Liberale-Orthodoxe) zusammengeschlossen sind.

Im Gottesdienst folgt die Gebetsordnung der traditionellen Überlieferung. Die Gebetssprache ist Hebräisch, die Rabbiner predigen deutsch. Die Vorschriften für die Bestattung der Toten erfüllen männliche bzw. weibliche Mitglieder der Chewera Kadischa. Mitglieder des Gemeindevorstands bzw. der WIZO-Gruppen nehmen das Gebot des Bikur Cholim (Krankenbesuch) wahr.

Inneres der Synagoge Maximilianstraße 6, 1957.



Rabbiner

Der erste Gemeinderabbiner war Dr. Nathan Peter Levinson (1961–1964). Nachdem er 1964 in die Dienste des Oberrats getreten war, hatte er alle jüdischen Gemeinden in Baden zu betreuen. Landesrabbiner Dr. Levinson trat zum 31. Dezember 1986 in den Ruhestand. Als Nachfolger ist der in Mannheim geborene und in Israel ausgebildete Rabbiner Samuel Macner vorgesehen.

Noch gerne erinnert man sich an die Ausstrahlung, die von Dr. Vida, Chaplain bei der US-Army, ausging, der in den Jahren 1959–1961 die Mannheimer Gemeinde religiös betreute.

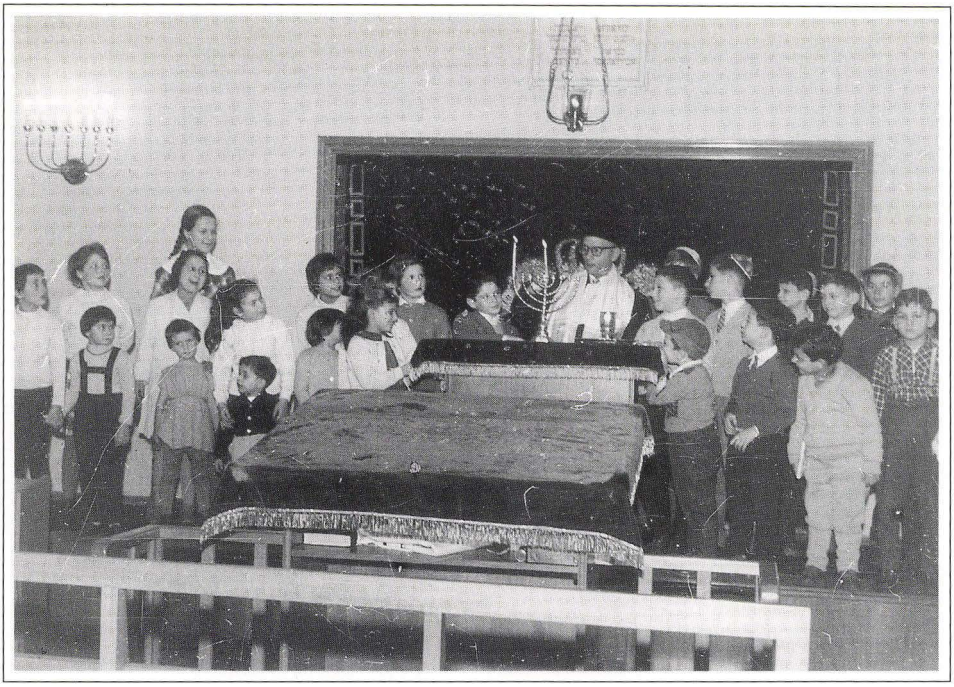
Kantoren

1946–1951 Meyer Gisser (ausgewandert nach Kanada)
1951–1957 Alfred Spiro (auch Gemeindesekretär; gest. 1962)
1955/56 Herr Olstein (zeitweise)
1957 – Okt. 1958 Ernst Stein (auch Religionslehrer; heute Rabbiner in Berlin-West, betreut auch die Ostberliner Gemeinde)
Juni 1959–1966 Moritz Friedmann (Mitwirkung als Kantor; zeitweise auch Religionslehrer; gest. 1978)
Okt. 1967–1970 Seew Goldfischer (auch Religionslehrer)
Nov. 1970 – März 1984 Gérald Rosenfeld (auch Religionslehrer; Oberkantor; heute in Thionville/Frankreich)
April 1984 – März 1985 Jack Salamon (gest. 1986) und Jehoshua Heinrich (noch heute Vertreter des Kantors)
seit April 1985 Raffaele Polani (Oberkantor)

Religionslehrer

Die Gemeinde besaß zunächst keinen fest angestellten Religionslehrer. Der Oberrat entsandte daher zur Erteilung des Unterrichts für die noch kleine Zahl von Kindern seinen Sekretär Heinrich Freund, dann den Karlsruher Kantor Färber. Mit dem Einzug in die Maximilianstraße begann unter Kantor Ernst Stein die schulmäßige Unterweisung der Gemeindejugend.

Mai 1957 – Okt. 1958 Ernst Stein
Juni 1959–1966 Moritz Friedmann
1961–1986 Dr. Nathan Peter Levinson (hauptsächlich für die Schüler der Mittel- und Oberstufe)
1964–1966 Herr Mandelbaum und Josi Kohn (beide aus Israel und aktiv in der Jugendarbeit); Wolf Lewinski (Vater von Dr. N. P. Levinson; speziell für die jüngeren Religionsschüler)
Okt. 1967 – Sept. 1969 Seew Goldfischer und Hermann Zwi Eigermann
Nov. 1970 – März 1984 Gérald Rosenfeld
seit Sept. 1984 Dr. Jael Paulus (Unterricht für alle Altersgruppen, ab 1985 für die Oberstufe der Gymnasien zentral am Karl-Friedrich-Gymnasium gemäß den Richtlinien des Kultusministeriums Baden-Württemberg) und
Jaffa Polani (Unterricht für die Schüler der Grund- und Hauptschulen und bis zur Mittelstufe der weiterführenden Schulen zentral im Gemeindehaus)



Chanukka-Feier in der Synagoge Maximilianstraße 6, um 1961.

Zusammensetzung des Vorstands der Jüdischen Gemeinde Mannheim seit 1945

1945–1947(?) Vorsitzender: Alfred Frey (gest. 1960)
1947(?)–1954 Vorsitzender: Fritz Mayer
1954–1957 (Wahl 2.5.1954)
1. Vorsitzender: Fritz Mayer
2. Vorsitzender: Alfred Simon
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (5): Oskar Althausen, Margaretha Böhm, Alfred Goldmann, Albert Mayer, Isidor Student
Mitglieder des Oberrats der Israeliten Badens: Josef Grünhut, Fritz Mayer, Alfred Simon

1957–1961 (Wahl 24.11.1957, Nachwahl 6.8.1958)
1. Vorsitzender: Fritz Mayer
2. Vorsitzender: Leopold Rennert (Finanzen, gest. 1.4.1958); seit 6.8.1958 Heinrich Goldstein
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (5): Leonhard Altgenug (Kultus), Oskar Althausen (Protokollführung ab 13.1.1958), Alfred Goldmann, Elisabeth Schmidt (Soziales), Isidor Solberg (Kultus; nach Israel ausgewandert), seit 10.7.1958 Carl Herzberg

1961–1964 (Wahl 9.7.1961)
1. Vorsitzender: Fritz Mayer
2. Vorsitzender: Heinrich Goldstein (Kasse, Büroaufsicht und Krankenbesuche)
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (5): Oskar Althausen (Protokollführung), Luzer Flurmann (Kultus), Heinz Juliusburger (Hausverwaltung und Friedhof), Hermann Z. Lipshitz, Joel Macner (Kultus; zurückgetreten 25.9.1963), seither Josef Grünhut (gest. 28.12.1963), seit 15.1.1964 Abraham Studniberg

1964–1968 (Wahl 24.5.1964, Nachwahl 27.3.1966)
1. Vorsitzender: Fritz Mayer (zurückgetreten 31.12.1965); seit 27.3.1966 Heinrich Goldstein
2. Vorsitzender: Heinrich Goldstein (27.3.1966 Wahl zum 1. Vorsitzenden); seit 27.3.1966 Izek Erlich
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (5): Leonhard Altgenug, Oskar Althausen, Hermann Zwi Eigermann, Raffael Kahn (bis November 1965; Wegzug nach Frankreich), seit 27.3.1966 Luzer Flurmann, Joel Macner
Mitglieder des Oberrats der Israeliten Badens: Leonhard Altgenug, Fritz Mayer, Heinrich Goldstein

1968–1971 (Wahl 10.3.1968, Nachwahl 9.3.1969)
1. Vorsitzender: Heinrich Goldstein
2. Vorsitzender: Oskar Althausen
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (3): Luzer Flurmann (zurückgetreten), seit 9.3.1969 Paul Rath, Jehoshua Heinrich, Heinz Juliusburger (nach Israel ausgewandert), seit 9.3.1969 Sigmund Pluznik
Mitglieder des Oberrats der Israeliten Badens: Oskar Althausen, Heinrich Goldstein, Heinz Juliusburger

1971–1974 (Wahl 6.6.1971)
1. Vorsitzender: Heinrich Goldstein
2. Vorsitzender: Oskar Althausen
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (3): Luzer Flurmann, Jack Salamon, Georges Stern

1974–1977 (Wahl 9.6.1974)
1. Vorsitzender: Heinrich Goldstein
2. Vorsitzender: Oskar Althausen
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (3): Manfred Erlich, Luzer Flurmann, Judith Lichtenstein (zurückgetreten 2.6.1975), seither Jehoshua Heinrich

1977–1980 (Wahl Juni 1977)
1. Vorsitzender: Heinrich Goldstein
2. Vorsitzender: Oskar Althausen
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (3): Judith Lichtenstein (zurückgetreten Januar 1978), seit Juni 1978 Elisabeth Heinrich, Jack Salamon, Szymon Strassler
Mitglieder des Oberrats der Israeliten Badens: Oskar Althausen, Heinrich Goldstein, Szymon Strassler

1980–1983 (Wahl 8.6.1980, Nachwahl 14.2.1982)
Ehrenvorsitzender auf Lebenszeit: Heinrich Goldstein
1. Vorsitzender: Georges Stern (Amtseinführung 12.7.1980)
2. Vorsitzender: Oskar Althausen
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (3): Ruth Pluznik (zurückgetreten Juni 1981), seit 14.2.1982 Elisabeth Heinrich, Jack Salamon, Szymon Strassler (gest. 25.2.1981), seit 14.2.1982 Hermann Zwi Eigermann (gest. 8.12.1982)
Mitglieder des Oberrats der Israeliten Badens: Oskar Althausen, Dr. Michael Rosenberg, Georges Stern

1983–1986 (Wahl 12.6.1983)
1. Vorsitzender: Georges Stern
2. Vorsitzender: Oskar Althausen
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (3): Elisabeth Heinrich, Dr. Michael Rosenberg, Jack Salamon (gest. Januar 1986)
Mitglieder des Oberrats der Israeliten Badens: Oskar Althausen, Dr. Michael Rosenberg, Georges Stern

1986–1989 (Wahl 8.6.1986)
1. Vorsitzender: Georges Stern
2. Vorsitzender: Oskar Althausen
Mitgl. des Verwaltungsausschusses (3): Manfred Erlich, Elisabeth Heinrich, Dr. Michael Rosenberg (zurückgetreten), seit 25.6.1987 Schoschana Maitek

Personal der Gemeindeverwaltung

1946 (?)–Mai 1957 Gemeindesekretär: Alfred Spiro
1947 (?)–März 1979 Verwaltungssekretärin: Luise Schürle (gest. 1979)
seit 1.4.1979 Verwaltungssekretärin: Hannelore Fabritius

Von den Friedhofswärtern sind besonders zu erwähnen:
1948 (?)–1.10.1958 Wilhelm Stern (Ruhestand; danach noch oft Vertretungen)
seit Jan. 1983 Reinhold Lamkowski (Anlage eines neuen Gräberverzeichnisses)

WIZO-Gruppe Mannheim

Auf der Gemeindeversammlung am 9. März 1969 wurde auf Initiative von Frau Herta Nachmann ein Jüdischer Frauenverein gebildet. In Gegenwart von Frau Hellen Israel, Präsidentin der WIZO-Föderation Deutschland (Women's International Zionist Organization), erfolgte dann am 1. März 1976 die Gründung der WIZO-Gruppe Mannheim. Zur Vorsitzenden wählte man Frau Ilse Lewin und in den Gesamtvorstand die Damen Heer, Rajs, Rosenberg, Steiner und Szanto.

Diese Vereinigung ist eine von zehn WIZO-Gruppen in der BRD und nennt sich seit dem 29. Mai 1986 WIZO-Gruppe Mannheim–Heidelberg. Den derzeitigen Vorstand bilden: Alisa Erlich (Mannheim), Eva Fritsch (Heidelberg), Judith Lichtenstein, Irene Rajs, Elisabeth Steiner und Claudine Stern (alle Mannheim).

Die Gruppe fördert u. a. das Theodor-Heuss-Müttergenesungsheim in Herzliya-Pituach sowie das Heinz-Herbert-Karry-Jugendzentrum in Nahariya. Neben Einrichtungen für die jüdische Bevölkerung Israels unterhält die WIZO auch Kindergärten, Jugend- und Frauenclubs für die arabische Bevölkerung. Im Theodor-Heuss-Haus werden sowohl jüdische als auch arabische Frauen betreut.

Durch ihre monatlichen Zusammenkünfte, auf denen stets Referate zu vielfältigen und aktuellen Themen gehalten werden, sowie durch Wohltätigkeitsbälle stellt die Gruppe einen integralen Bestandteil und ein befruchtendes Element im Gemeindeleben dar.



Gemeindefest in der Maximilianstraße, um 1958.

Magbith – Komitee (Keren Hajessod)

Die Verbundenheit der jüdischen Gemeinde zu Volk und Staat Israel drückt sich u. a. in der Tätigkeit des örtlichen Magbith-Komitees aus. Der Sechstagekrieg (Juni 1967) löste eine große Welle der Sympathie und der Opferbereitschaft aus. Auch in den folgenden Jahren war es dem unermüdlichen Einsatz von Jack Salamon und seinen Mithelfern (Askanim) zu verdanken, daß beträchtliche Spenden für das Aufbauwerk nach Israel flossen. Nach dem Tode von Jack Salamon (1986) hat nunmehr Lucian Studniberg, dessen Onkel Abraham Studniberg bereits in den Jahren vor 1966 der örtliche Vertrauensmann des Keren Hajessod gewesen war, die Leitung des Ortskomitees übernommen.

Jüdische Jugendgruppe

In den Jahren ab 1950 wurde die Frage der Betreuung der Jugend aktuell. Es war allerdings damals schwierig, geeignete Madrichim (Jugendbetreuer) zu finden. Man gründete zunächst eine zionistische Jugendgruppe. Seit März 1963 ist sie Mitglied des Stadtjugendrings Mannheim und trägt heute den Namen Jüdische Gemeindejugend. Sie wird seit 1985 von Seew Heinrich vertreten, der religiös und politisch engagiert ist.

Besondere Verdienste erwarb sich Rolf Levi (1918–1987), der die Jugendgruppe mehrere Jahre beim Stadtjugendring vertrat und die Interessen des noch nicht offiziell existierenden Mannheimer Makkabi Vereins innerhalb des deutschen Makkabi wahrnahm.

Vom »Bar Kochba« zum »TuS Makkabi«

Vorbild der Makkabi-Bewegung war ein Held, der seine körperliche Kraft dazu benutzt hatte, die religiöse Freiheit des jüdischen Volkes in Palästina gegenüber einer auf Assimilation drängenden Besatzungsmacht zu verteidigen: Jehuda Maccabi (2. Jh. v. d. Z.).

Manche jüdischen Sportvereine nannten sich nach dem jüdischen Freiheitskämpfer Bar Kochba, andere nach dem Begriff Hakoah (Kraft, Stärke). Die gemeinsame Idee eines starken, zionistischen, d. h. auf Palästina ausgerichteten Judentums war ihnen allen gemeinsam. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges existierten in Europa mehr als 100 Clubs nach Makkabi-Muster.

1932 fand in Tel Aviv die erste Welt-Makkabi-Meisterschaft mit Teilnehmern aus 22 Nationen statt. Es war der Versuch, eine Brücke zwischen Juden der Diaspora und Palästina zu bilden und Juden für die Rückkehr ins Gelobte Land zu gewinnen. Die zweite Makkabiade konnte 1935 noch stattfinden, bevor für lange Zeit die Makkabi-Bewegung paralysiert sein sollte.

Der »Bar Kochba Mannheim« war der deutschen und internationalen Makkabi-Bewegung angegliedert und unterstützte die Auswanderung nach Palästina und die dortige Hechaluz-Bewegung.

Der »Bar Kochba Mannheim«, zeitweise unter dem Vorsitz von Dr. Steinfeld und Arthur Löwenbaum, spielte im jüdischen Vereinsleben eine bedeutende Rolle. Die zahlreichen Abteilungen (Kraftsport, Fußball, Handball, Leichtathletik, Turnen usw.) übten eine große Ausstrahlung auf die jüdische Jugend der Stadt und der umgeben-

Handball-Mannschaft des Bar Kochba Mannheim bei der Einweihung des Sportplatzes, 8.3.1936.





Hockey-Damenmannschaft des RJF-Schild, wohl 3.10.1936.

den Gemeinden aus, so daß von den damals 6 500 Mannheimer Juden 400 Mitglieder dieses Vereins waren, einige von ihnen mit beachtlichem Erfolg.

Die ersten Schikanen setzten unmittelbar nach Hitlers Machtübernahme 1933 ein. Im Frühjahr wurde dem Verein die Benutzung des Trainingsplatzes auf dem Gelände des heutigen Rhein-Neckar-Stadions untersagt. Kurze Zeit konnte man in den Luisenpark ausweichen. Anfang 1936 war es möglich, einen eigenen Sportplatz auf der Friesenheimer Insel anzulegen. Eine jüdische Firma stellte Gelände zur Verfügung, das planiert und als Sportstätte mit Umkleide- und Nebenräumen hergerichtet werden konnte. Die letzte Trainingshalle des Vereins befand sich in der Karl-Ludwig-Straße. Sie durfte noch bis etwa 1938 benutzt werden.

Aus dem Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten entstand um 1933 der nicht-zionistische »RJF-Schild« auch in Mannheim. Er bot die gleichen sportlichen Aktivitäten wie der Bar Kochba und war zahlenmäßig gleich stark. Besonders erfolgreich war der Schild mit seiner Jiu Jitsu- und Hockeyabteilung.

Später durften keine Begegnungen mit nichtjüdischen Vereinen mehr stattfinden, man mußte sich ganz auf die Wettkämpfe mit jüdischen Clubs anderer Städte konzentrieren. In diesem Zusammenhang sei ein Mitglied und großer Gönner des Bar Kochba erwähnt: Salo Cohen, heute wieder in Mannheim ansässig, erklärte sich stets bereit, Spieler mit seinem Auto, das er als eines der wenigen Mitglieder besaß, zu Auswärtsbegegnungen zu bringen.

Der Verein existierte noch bis 1938, war aber durch Auswanderung und durch finanzielle und räumliche Nöte in seiner Funktion stark eingeschränkt.

Auch der RJF-Schild erlosch. Das NS-Regime hatte selbst vor denen keine Achtung, die im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatten.

Viele sportlich engagierte Juden Mannheims waren vor 1933 in nichtkonfessionellen Vereinen der Stadt zu finden. Dies trifft z. B. für Phönix Mannheim und den VfR zu, die natürlich auch auf jüdische Gönner zählen konnten. Carl Herzberg (Phönix) und Max Rath (VfR) seien exemplarisch für viele genannt. »Selbstverständlich« wurden diese Juden nach der Machtübernahme aus den Vereinen ausgeschlossen.

Vierzig Jahre sollte es dauern, bis sich in Mannheim wieder ein jüdischer Sportverein etablieren konnte. Die wenigen Juden, die sich nach 1945 auf den Weg nach Mannheim gemacht hatten, waren zumeist Überlebende der Konzentrationslager. Ihrer Heimat und Familie beraubt, machten sie hier auf der Reise nach Nirgendwo Halt. Nur wenige ehemalige Mannheimer fanden zurück in eine Stadt, die sie so schmählich verstoßen hatte. In der Folgezeit fanden sportliche Aktivitäten zwar statt, jedoch nur im Rahmen des Programms der Jüdischen Gemeindejugend oder in den Mannheimer Vereinen.

Erst einer Initiative engagierter Gemeindemitglieder, allen voran dem 2. Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Mannheim, Oskar Althausen, einem »alten« Bar-Kochba-Aktiven, aber auch dem heutigen Gemeindevorsitzenden Georges Stern, dem damaligen Mannheimer Oberkantor Gérald Rosenfeld, den Herren Dr. Michael Rosenberg (heute 1. Vorsitzender des »Makkabi«), Lucian Studniberg und Manfred Erlich sowie dem damaligen Generalsekretär von Makkabi Deutschland Isaak Behar ist es zu verdanken, daß wieder ein jüdischer Sportverein in Mannheim entstand, der im Juni 1979 unter dem Namen »TuS Makkabi Mannheim e. V.« in das Vereinsregister eingetragen wurde. In der ersten Mitgliederversammlung wurde Georges Stern zum ersten Vorsitzenden gewählt.

War die Mitgliederzahl zunächst auch noch klein, so gelang es doch mit viel Enthusiasmus und Unterstützung von Makkabi Deutschland, Jüdischer Gemeinde Mannheim und Oberrat der Israeliten Badens, den Verein finanziell und organisatorisch auf die Beine zu stellen. Sportliche Aktivitäten wurden, wenn auch noch bescheiden, in städtischen Hallen, Plätzen oder in den Räumen der Jüdischen Gemeinde ausgetragen.

Makkabi Mannheim – Tischtennisabteilung, 1967. Stehend von links: Zwicka Strassler, Manfred Erlich, Seew Goldfischer; kniend von links: Norbert Sznaider, Marek Chwat, Benny Edelstein.



Im Laufe der Jahre ist der junge Club flügge geworden: Heute bestehen eine Ten-

nis-, eine Aerobic- und eine Tischtennisabteilung, in der die Brüder Mark und Robert Rosenberg besonders erfolgreich waren.

Begegnungen mit anderen, auch ausländischen Clubs, jährliche Sportfeste mit zahlreichen anderen Makkabi-Vereinen und gesellschaftliche Aktivitäten wie die Ausrichtung von Bällen anläßlich jüdischer Feste sind ebenso selbstverständlich geworden wie die Entsendung erfolgreicher Sportler zu Lehrgängen und nationalen Makkabi-Wettkämpfen. Auch innerhalb des deutschen Makkabi-Dachverbandes spielen Mitglieder des Mannheimer Vereins eine beachtliche Rolle. Mit der Einweihung des neuen Jüdichen Gemeindezentrums, in dem der Makkabi – erstmals wieder – über eigene Räume verfügt, erwarten wir eine weitere Zunahme der sportlichen Aktivitäten.

Aber machen wir uns nichts vor: Bei einer Mitgliederzahl von etwa 100 Aktiven wie Passiven kann das sportliche Angebot des Clubs nur begrenzt sein. Der gesellschaftliche Aspekt, das Zusammenfinden und gemeinsame Erleben von jüdischen Jugendlichen und Erwachsenen nimmt einen breiten Raum ein.

Der »TuS Makkabi Mannheim e. V.« wird – wahrscheinlich – niemals die Größe und Bedeutung einnehmen können, die sein Vorgänger, der Bar Kochba, in dieser Stadt hatte. Aber er kann Zeichen setzen. Er kann Voraussetzungen bieten, das Leben von Juden in dieser Stadt erfüllender und abwechslungsreicher zu gestalten. Seine sportliche und gesellschaftliche Bedeutung für den Zusammenhalt und die Selbstachtung unserer Gemeinschaft sind daher nicht zu unterschätzen, wobei er gleichzeitig die Begegnung mit der nichtjüdischen Mannheimer Bevölkerung fördert. Die Zeiten haben sich geändert. Ein Neuanfang ist gemacht, er ist Chance und Herausforderung zugleich. Der Neubeginn hat aber immer nur dann Sinn, wenn wir den alten Bar Kochba und seine Mitglieder nicht vergessen, die uns so vieles erzählen könnten...

BEMERKENSWERTE DATEN AUS DER CHRONIK DER MANNHEIMER MAKKABI-BEWEGUNG

Makkabiade 1969
Erstmalige Teilnahme von Deutschland nach dem Krieg; Fußball: Georges Stern (Libero), Manfred Erlich (Verteidiger); Tischtennis: Mosche Edelstein

Makkabiade 1973
Fußball: Georges Stern (Libero), Manfred Erlich (Verteidiger); Basketball: Zwi Heer

Makkabiade 1977
Fußball: Georges Stern (Libero), Manfred Erlich (Verteidiger)

Makkabiade 1981
Fußball: Geri Lichtenstein (Linksaußen), Manfred Erlich (Fußballabteilungsleiter); Volleyball: Ora Eigermann-Wolf (Volleyballabteilungsleiterin)
Diese Makkabiade war die bisher erfolgreichste Teilnahme einer deutschen Makkabi-Fußballauswahl. Sie wurde von dem bekannten Mannheimer Fußballtrainer Fips Rohr hervorragend trainiert und eingestellt. Ihm assistierte sein Sohn Volker bestens. Der Makkabi Deutschland belegte im Endklassement unter 16 Mannschaften einen hervorragenden 6. Platz.

Makkabiade 1985
Chef de mission: Manfred Erlich; Volleyballabteilungsleiterin: Ora Eigermann-Wolf

Am 23. Februar 1986 wurde Manfred Erlich für besondere Verdienste die Goldene

Ehrennadel vom Präsidenten des Makkabi Deutschland Jakob Nußbaum in Stuttgart verliehen.

Vereinigte Jüdische Erinnerungsstiftung

Jüdische Bürger haben bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts hinein der Stadt Mannheim für soziale Zwecke zahlreiche Stiftungen zugewendet. Die Stiftungsvermögen sind durch die Inflation in den zwanziger Jahren und den Währungsverfall nach dem Zweiten Weltkrieg sehr gemindert worden. Die Restvermögen aller Stiftungen wurden nach der Währungsreform 1948 in einer Stiftung zusammengefaßt, der »Vereinigten Jüdischen Erinnerungsstiftung«. Im Jahre 1968 kam als »Zustiftung« die Julius- und- Jette-Hellmann-Stiftung hinzu. Das Kapital der Stiftung besteht ausschließlich in Geldvermögen, vorwiegend in Wertpapieren.

Nach dem neuen Stiftungsgesetz für Baden-Württemberg vom 4. Oktober 1977 hat der Gemeinderat der Stadt Mannheim am 26. September 1978 für die Stiftung eine neue Satzung beschlossen. In der Satzung ist u. a. auch der Stiftungszweck und die Bildung des Stiftungsrats geregelt worden.

Der Stiftungsrat besteht aus dem Oberbürgermeister oder einem von ihm bestellten Vertreter als Vorsitzenden sowie zwei vom Gemeinderat der Stadt Mannheim gewählten Mitgliedern, davon eines auf Vorschlag der Jüdischen Gemeinde Mannheim. Der derzeitige Stiftungsrat wird von Herrn Bürgermeister Wolfgang Pföhler (vom Oberbürgermeister beauftragter Vertreter) als Vorsitzendem sowie von den Herren Oskar Althausen und Udo Haug gebildet.

Nach der Stiftungssatzung verfolgt die Stiftung ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne der steuerlichen Bestimmungen. Die Zwecke der Stiftung sind:

- Förderung von Einrichtungen und Maßnahmen der Altenhilfe, Jugendhilfe, Gesundheitshilfe und Behindertenhilfe;
- Unterstützung von hilfsbedürftigen Personen;
- Förderung der Forschung über die Geschichte der Juden in Mannheim.

Die Stiftung sieht ihre Aufgabe vor allen Dingen auch darin, durch die finanzielle Unterstützung von Veröffentlicheungen, aber auch von Studienfahrten die Erinnerung an die Schrecken der Vergangenheit

Mahnmal für die Toten des Konzentrationslagers Gurs von 1963.



wachzuhalten. Ziel ist insbesondere die Aufklärung der jüngeren Generation über die Ursachen und Folgen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Gleichzeitig soll auch die Erinnerung an die Opfer der badisch-pfälzischen Deportation vom Oktober 1940 bewahrt werden. In diesem Zusammenhang ist auf die Gurs-Dokumentation der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit hinzuweisen, deren Herausgabe von der Stiftung ermöglicht wurde. Auch die *Geschichte der Juden Mannheims* von Dr. Karl Otto Watzinger erfuhr eine maßgebliche finanzielle Förderung durch die Stiftung. Für weitere in Vorbereitung befindliche Projekte ist eine Förderung der Stiftung bereits zugesagt.

Die Vereinigte Jüdische Erinnerungsstiftung sieht in dem neuen Gemeindezentrum mit dem jüdischen Gotteshaus geradezu eine Verpflichtung aus der Tradition. In Anbetracht des langen toleranten Zusammenlebens der christlichen und jüdischen Bürger Mannheims ist es für die Stiftung eine vornehme Pflicht, sich an der Ausgestaltung des sakralen Teils des Gemeindezentrums zu beteiligen. Sie hat deshalb eine Zuwendung zur Anschaffung einer neuen Tora, zu der Anbringung der Gedenktafel für die Opfer der Verfolgung und für einen Brunnen im Vorraum der Synagoge geleistet.

Der Stiftungsrat der Vereinigten Jüdischen Erinnerungsstiftung wünscht, daß das neue Gemeindezentrum in F 3 mit Gottes Segen einer glücklichen und friedlichen Zukunft entgegengeht.

Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Rhein-Neckar

Die «Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Rhein-Neckar« wurde im Jahr 1958 als »Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Mannheim-Ludwigshafen« gegründet. Sie gehört dem Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Frankfurt an, dessen Schirmherr gegenwärtig Bundespräsident Richard von Weizsäkker ist. Zu den Gründern gehörten der damalige Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Mannheim Fritz Mayer und Direktor Richard Erny. Über lange Jahre hinweg war der geschäftsführende Vorsitzende Bürgermeister Dr. Karl Otto Watzinger. Oberbürgermeister i. R. Dr. Hans Reschke förderte und fördert die Gesellschaft seit vielen Jahren.

Die wesentlichsten Aufgaben der Gesellschaft liegen darin, zu erinnern, nicht zu vergessen, im Vermitteln von jüdischer Religion und Kultur mitzuhelfen, Unbekanntes aufzuarbeiten und Fremdes zu überwinden. – So wurden Stätten jüdischer Vergangenheit in Speyer, Worms, Mainz und auch im Raum Offenburg besucht. Es wurden Fahrten zu Gedenkstätten in den KZs Dachau, Struthof und dem Lager Gurs unternommen, in das 1940 die badischen und pfälzischen Juden deportiert wurden. In diesen Zusammenhang gehören auch die sechs Israel-Fahrten, die die Gesellschaft durchgeführt hat, mit Schwerpunkten in Yad Vashem, dem jüdischen Dokumentationszentrum in Jerusalem, und Lochamei Hagetaot, der Gedenkstätte, errichtet von den Überlebenden des Warschauer Gettos.

Mit diesen Israel-Reisen soll lebendiges Judentum vor Augen geführt werden, soll

verdeutlicht werden, daß das Volk Israel auf biblischem Boden lebt und in diesem Land mit seiner Geschichte vielfältige Spuren hinterlassen hat.

Dies wird auch durch jüdisch-christliche Bibelseminare in der Gesellschaft verdeutlicht. Oft ist es gelungen, jüdische und christliche Referenten zu gewinnen, die einen Bibeltext gemeinsam bearbeitet haben. Vorträge und Informationen über Judentum, über Geschichte des Judentums, über seine Religion, über den jüdischen Kalender und die jüdischen Feiertage tragen dazu bei, das Judentum besser zu verstehen.

Im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit, die jährlich in der ersten Märzwoche veranstaltet wird, wurden sehr viele Themen behandelt, die im Zusammenhang mit jeweiligen Jahresthemen standen. Ein Höhepunkt im Rahmen dieser Woche, die in diesem Jahr zum 15. Mal begangen werden konnte, sind die gemeinsamen gottesdienstlichen Feierstunden im Nationaltheater. 1978 hat die Gesellschaft angeregt, jährlich einen christlichen Bußgottesdienst anläßlich der sogenannten Reichskristallnacht durchzuführen. Dankbar muß erwähnt werden, daß Oberbürgermeister Gerhard Widder immer wieder bereit ist, an diesen Bußgottesdiensten mitzuwirken und damit zu zeigen, daß Christen in der Mitverantwortung der deutschen Geschichte stehen. Und abschließend sei die Herausgabe der Dokumentation zu Gurs erwähnt, eine wirklich bedeutende Publikation, die all das zusammenträgt, was heute nur noch mit Mühe für Schulen und Informationswillige zur Verfügung gestellt werden kann.

Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Rhein-Neckar gibt ihrer besonderen Freude Ausdruck, daß die Jüdische Gemeinde Mannheim wieder zurückkehrt in die Mitte der Stadt, dorthin, wo sie vor nahezu 50 Jahren aus F 2 gewaltsam vertrieben wurde. Sie wird nunmehr ihr Domizil in F 3 haben. Sie beglückwünscht die Jüdische Gemeinde zu dem Neubau der Synagoge und des Gemeindezentrums. Möge diese Synagoge nur friedliche Zeiten erleben und getragen werden von der Toleranz der verschiedenen Gruppierungen - Christen und auch Nichtchristen. Mögen Synagoge und Gemeindehaus zu einem Zentrum der Begegnung werden, damit das Einander-besser-Verstehen ebenso gefördert wird wie die Aufgabe, die die Gesellschaft übernommen hat.

Plakat zur ersten Woche der Brüderlichkeit, 1952.

Die Woche der Brüderlichkeit

vom 9. bis 16. März 1952 geht auch DICH an!

- **Willst Du ein freier Mensch sein?**
  Dann befreie Dich auch von Deinen Vorurteilen.
- **Willst Du ein gerechter Mensch sein?**
  Dann urteile nicht in Verallgemeinerungen.
- **Willst Du ein ehrlicher Mensch sein?**
  Dann miß andere nicht mit anderem Maß als Dich selbst.
- **Willst Du ein froher Mensch sein?**
  Dann mache andere glücklich.
- **Willst Du ein guter Mensch sein?**
  Dann sei Deinen Mitmenschen ein guter Bruder.
- **Willst Du, daß Du und Deine Überzeugung geachtet werden?**
  Dann achte Deinen Mitmenschen und seine Überzeugung.

Besucht die Veranstaltungen während der

Woche der Brüderlichkeit

vom 9. bis 16. März 1952

Chronik

Juni 1945
Die Stadt Mannheim führt 47 Überlebende des KZs Theresienstadt zurück.

22.8.1945
Alfred Frey, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde, ruft die überlebenden Mannheimer Juden zur Registrierung auf.

März 1946
Der jüdische Betreuungsausschuß ist für insgesamt 234 Juden zuständig, davon sind 147 in Mannheim ansässig.

3.3.1946
Einweihung der Synagoge in R 7,24.

November 1946
Beim Wiederaufbau des Herschelbads wird eine Gedenktafel an den Stifter Bernhard Herschel angebracht.

18.10.1949
Max Hachenburg und Richard Lenel erhalten das Ehrenbürgerrecht.

9. - 16.3.1952
Die Woche der Brüderlichkeit findet erstmals statt.

1.4.1953
Die Israelitische Landesgemeinde Südbaden vereinigt sich mit der Israelitischen Religionsgemeinschaft Nordbaden zum Oberrat der Israeliten Badens.

Juli 1953
Alfred Hirsch (geb. 1873 in Mannheim), Argentinien, stiftet anläßlich seines 80. Geburtstages 10 000 DM zugunsten von Witwen von NS-Opfern.

22.10.1954
Die renovierte Trauerhalle wird eingeweiht und das Mahnmal an die jüdischen Opfer der NS-Zeit enthüllt.

Erste Feier des Pessach-Festes in R 7, 24, 15. 4. 1946.



1./2.2.1955
Joseph Rosenstock, New York, 1930–1933 Generalmusikdirektor am hiesigen Nationaltheater, dirigiert als Gast in Mannheim und erhält die Schillerplakette.

21.11.1955
Die Abbrucharbeiten an der Hauptsynagoge werden begonnen (Abschluß 26.4.1956).

Oktober 1956
Richtfest des neuen Jüdischen Gemeindezentrums in der Maximilianstraße 6.

19.5.1957
Die Synagoge in der Maximilianstraße 6 wird eingeweiht.

Oktober 1957
TC-Hakoah gegründet.

30.9.1958
Der Gemeinderat beschließt, sich finanziell an der Neugestaltung der Friedhöfe in Gurs und Noé zu beteiligen.

27.10.1958
Gründung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Mannheim.

4.5.1961
Eröffnung der Wanderausstellung *Die Vergangenheit mahnt* und der vom Stadtarchiv erarbeiteten Ausstellung *Zum Gedenken an die jüdischen Bürger der Stadt Mannheim* im Reiß-Museum.

11.3.1962
Die Gemeindeversammlung nimmt die neue Gemeindesatzung an.

März 1963
Die in den 1950er Jahren gebildete Zionistische Jugendgruppe (Jüdische Gemeindejugend) wird Mitglied des Stadtjugendrings.

26./27.3.1963
Der neugestaltete Friedhof des Lagers in Gurs wird eingeweiht.

12.5.1963
Die Jüdische Gemeinde begeht feierlich die Einbringung einer neuen Tora.

1964
Reise des Stadtjugendamtes mit Bürgermeister Dr. Martini zu ehemaligen Mannheimern in Israel, u. a. zu Dr. Eugen Neter.

Februar 1964
Erster öffentlicher Purim-Ball im Rosengarten nach dem Krieg.

November 1964
Das Städtische Alten- und Pflegeheim, ehemaliges Israelitisches Altersheim, wird bezogen und nach der früheren Oberin Pauline Maier benannt.

1964/65
Ein Veranstaltungssaal wird im Jüdischen Gemeindezentrum angebaut.

4./5.12.1965
Treffen von jüdischen liberalen Jugendführern aus Großbritannien, Frankreich, Schweiz, Niederlanden und Deutschland in der Mannheimer Gemeinde.

13.7.1966
Mehrere Gräber auf dem jüdischen Friedhof werden geschändet. Am folgenden Tag findet eine Mahnveranstaltung statt.

12.9.1968
Der israelische Botschafter Asher Ben Nathan besucht die Jüdische Gemeinde.

31.10.1968
Dr. A. Müller-Emmert (SPD-MdB) spricht über die Verjährung der NS-Verbrechen.

1973
Klara Kaus und Ellen Thorn geb. Loebl treffen sich in Mannheim zum ersten Mal nach dem Krieg (Klara Kaus hatte Ellen Loebl 1943–1945 bei sich versteckt).



Besuch des israelischen Botschafters, 12. 9. 1968. Von links: Oskar Althausen, Sigmund Pluznik, Heinrich Freund, Werner Nachmann, Exzellenz Asher Ben Nathan, Henry Ehrenberg.

20. – 25.5.1975
Auf Einladung der Stadt besucht Dr. Max Grünewald, ehemaliger Rabbiner und Gemeindevorsitzender, Mannheim.

12.1.1976
Yohanan Meroz, israelischer Botschafter in der BRD, besucht die Jüdische Gemeinde.

1.9.1976
Gründung der WIZO-Gruppe Mannheim

1978
Gründung des Verbandes ehemaliger Mannheimer in Israel.

9.11.1978
Zum Gedenken an das Pogrom vom 10.11.1938 findet erstmals ein Bußgottesdienst statt.

21.10.1979
Sportfest des im Juni gegründeten TuS Makkabi auf dem Planetariumssportplatz.

3.5.1981
Oberbürgermeister Wilhelm Varnholt spricht in Gurs und legt einen Kranz nieder.

25.4.1982
Eine Delegation unter Leitung von W. Pföhler und O. Althausen besucht Gurs, Noé, Rivesaltes und andere Erinnerungsstätten.

24.2.1983
Der israelische Botschafter Ytzchak Ben-Ari besucht die Stadt Mannheim.

9.5.1983
Wiedereinführung des jüdischen Religionsunterrichts am Karl-Friedrich-Gymnasium.

1984
Partnerschaft zwischen dem Staatlichen Gymnasium Kirjath Chajim bei Haifa und dem Tulla-Gymnasium.

20. – 25.11.1984
7. Jüdische Jugend- und Kulturtage in Mannheim.

11.12.1984
Haushaltsvorlage mit der Planung für ein neues Jüdisches Gemeindezentrum in F 3 vom Gemeinderat verabschiedet.

13.12.1984

Eröffnung der Ausstellung *Juden in Baden 1809–1984. 175 Jahre Oberrat der Israeliten Badens* und Vorstellung des Buches von Dr. Karl Otto Watzinger *Geschichte der Juden in Mannheim 1650–1945.*

Februar 1985

Der Jüdische Sportverband Makkabi Deutschland hält seine Jahreshauptversammlung in Mannheim ab.

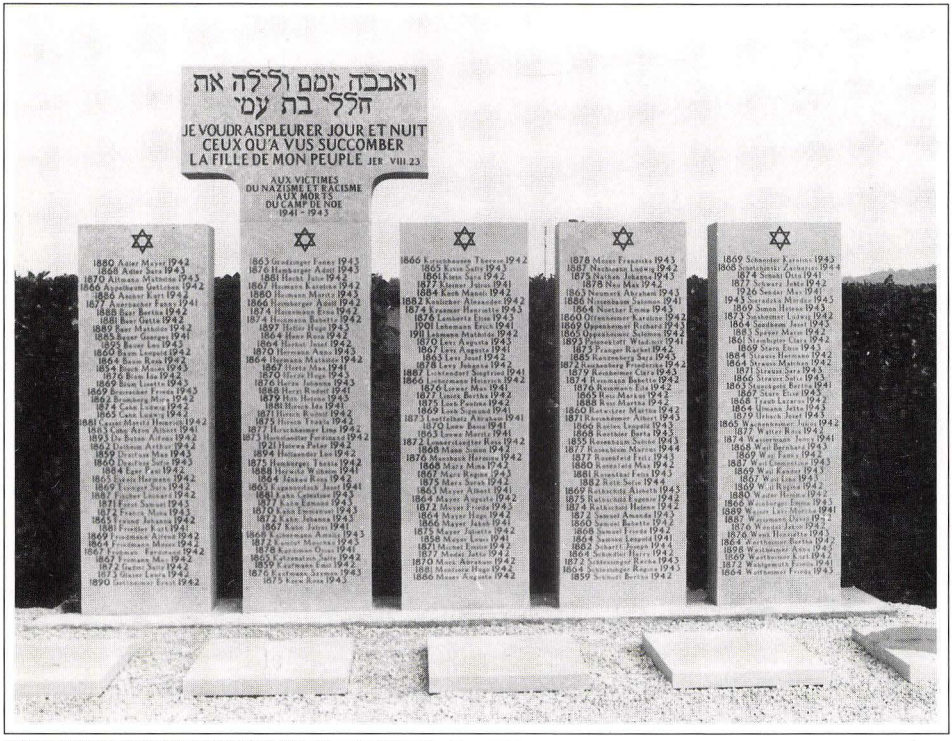
27./28.10.1985

Abordnungen der jüdischen Gemeinden Badens fahren zum Jahrestag der Deportation von 1940 nach Gurs und nehmen an der Enthüllung des Mahnmals in Noé teil.

17.10.1986

Das Richtfest des neuen Jüdischen Gemeindezentrums in F 3 wird begangen.

Denkmal für die Toten des Konzentrationslagers Noé, April 1987.



Mitgliederstatistik der Jüdischen Gemeinde Mannheim ab 1952

Jahr	Gesamtzahl	Durchschnittsalter	0 – 3	4 – 6	7 – 15	16 – 20
1952	149	Altersgliederung nicht möglich				
1956	G 156	48,9	0 – 6 Jahre = 10		8	1
	M 81			4	4	1
	W 75			6	4	–
1961	G 237	41,9	8	10	32	5
	M 117		4	7	12	3
	W 120		4	3	20	2
1966	G 327	42,6	9	5	43	26
	M 170		6	3	22	11
	W 157		3	2	21	15
1971	G 385	44,0	15	11	40	34
	M 216		10	9	20	20
	W 169		5	2	20	14
1976	G 351	36,5	10	25	37	33
	M 206		7	17	20	21
	W 145		3	8	17	12
1981	G 315	45,5	10	7	17	15
	M 175		2	4	10	10
	W 140		8	3	7	5
1986	G 380	42,9	14	14	21	26
	M 201		5	4	11	14
	W 179		9	10	10	12
1987	G 385	42,1	11	18	25	29
	M 210		6	4	15	15
	W 175		5	14	10	14

Diese Statistik bezieht sich ausschließlich auf die bei der Jüdischen Gemeinde Mannheim als Mitglied eingetragenen Personen. Die Zahl der tatsächlich in Mannheim lebenden Juden ist jedoch deutlich größer. So bekannten sich nach der Volkszählung von 1970 441 Personen zum jüdischen Glauben, die Gemeindestatistik weist dagegen für 1971 385 Mitglieder aus.

21 - 30	31 - 40	41 - 50	51 - 60	61 - 70	über 70
11	17	26	31	23	29
4	8	17	13	12	18
7	9	9	18	11	11
11	41	34	38	36	22
3	21	25	21	15	6
8	20	9	17	21	16
8	37	66	59	46	28
2	13	43	38	19	13
6	24	23	21	27	15
27	39	83	63	52	21
13	17	47	45	30	5
14	22	36	18	22	16
29	43	74	57	29	14
17	24	43	41	10	6
12	19	31	16	19	8
46	31	27	67	48	47
26	19	14	36	36	18
20	12	13	31	12	29
38	59	31	80	61	36
24	34	14	39	40	16
14	25	17	41	21	20
37	58	37	78	55	37
21	35	17	42	35	20
16	23	20	36	20	17

Die im Raum Ludwigshafen/Vorderpfalz, Südhessen und Bergstraße/Odenwald lebenden jüdischen Glaubensgenossen gehören formell nicht zur Mannheimer Gemeinde, obwohl auch für sie Mannheim religiöses und kulturelles Zentrum ist. Die Ausstrahlung der Jüdischen Gemeinde Mannheim reicht also weit über die Stadt- und Landesgrenzen.

Karl Schmucker

DAS NEUE JÜDISCHE GEMEINDEZENTRUM IN F 3

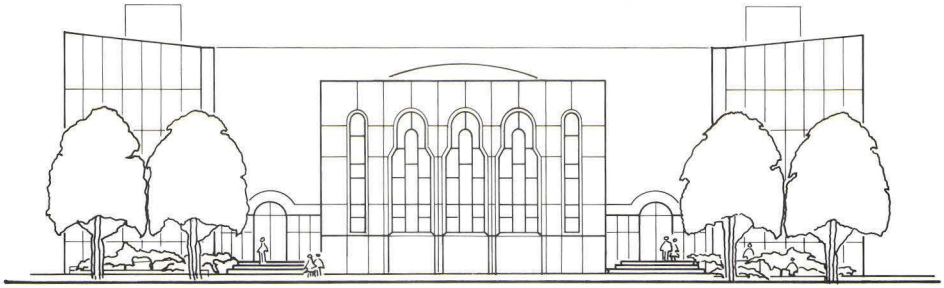
Seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem, seit der Vertreibung aus dem Heiligen Land waren die Juden in alle Welt zerstreut. Als Minderheit mußten sie sich überall anpassen. In Europa haben sie ihre Synagogen zum Teil unauffällig zwischen den Wohnhäusern eingereiht – wie im alten Mannheim. Sie waren dort Mitte und integraler Bestandteil der Wohnquartiere. Schon im Mittelalter hatten christliche Baumeister Gelegenheit, jüdische Gotteshäuser zu gestalten. So prägten nicht zuletzt Zeitgeist und Bautradition des Gastlandes die überlieferten Synagogenbauten.

In Mannheim hatte sich bis zum Jahre 1933 eine große jüdische Gemeinde gebildet, deren herausragende Persönlichkeiten bei allen Bürgern in hohem Ansehen standen. Ihre letzte Hauptsynagoge stand seit 1855 unweit des Marktplatzes im Quadrat F 2. Unmittelbar daneben ist jetzt eine Synagoge mit Gemeindezentrum entstanden, das ein ganzes Mannheimer Quadrat umfaßt, aber nach Norden genügend Abstand hält, um vor der Synagoge einen angemessenen Freiraum, einen städtischen Platz – den Synagogenplatz – zwischen Gotteshaus und gegenüberliegender Wohnbebauung zu schaffen. Hier ist für die Mannheimer Juden traditionsreicher Boden, hier wohnten viele bekannte jüdische Familien.

Planung und Durchführung des Synagogenneubaues waren für mich als Architekten nichtjüdischen Glaubens eine ganz besondere Aufgabe. Ging es doch nicht nur darum, städtebauliche, architektonische und technische Probleme zu lösen, sondern im besonderen Religion und Tradition zu würdigen. Ich sah die Synagoge als zentrale Aufgabe, Synagogenplatz und Gemeindezentrum wurden um diese gruppiert. Die jüdische Liturgie sollte ihren Ausdruck in der Architektur finden.

Programm und Planung

Zu Beginn der Planung war man von einem festen Kostenrahmen und Raumprogramm der Jüdischen Gemeinde ausgegangen. So sah die Gesamtkonzeption zusätzlich zum Gemeindezentrum mit Synagoge, zu den Wohnungen und Läden auch noch eine öffentliche Tiefgarage unter dem ganzen Quadrat vor. Sie sollte den bis zum Baubeginn dort angelegten großen Parkplatz ersetzen. Bald wurde jedoch erkennbar, daß dies nicht zu finanzieren war, im Gegenteil, dem Architekten und Baubetreuer mußte ein ganz außergewöhnlich enger finanzieller Rahmen für das Bauvorhaben vorgegeben werden, der nur etwa zwei Drittel der sonst üblichen Herstellungskosten eines solchen Bauwerkes zuließ. Jetzt war die Bereitschaft zum Kompromiß gefordert. Die baureife Planung war am Kostenlimit zu orientieren. Prioritäten waren zu setzen für die Gestaltung der Sakralräume, wenn Qualität und Ausdruck der Synagoge nicht leiden sollten. An dieser Stelle möchte ich auch an die vielen Firmen



mit ihrem Stamm guter Mitarbeiter erinnern, die sich begeistert ihrer Aufgabe stellten, auch wenn die Auftragsbücher dafür nur relativ kleine Zahlen auswiesen.

Städtebauliche Konzeption

Bei der Lösung der städtebaulichen Aufgabe wurde von der für Mannheim typischen Blockrandbebauung ausgegangen. Drei Seiten sind konsequent als Block ausgebildet, die vierte Seite des Quadrats weicht zurück und schafft Raum und Distanz zur Nachbarschaft. Die flankierende Bebauung, die sich schützend um die zurückgesetzte Synagoge legt und somit Geborgenheit vermittelt, wird dort sichtbar abgeschlossen durch die schräg gestellten Giebel, die zur Nachbarbebauung überleiten.

Die Synagoge ist eingebettet, aber gleichzeitig als selbstbewußt freistehendes Gebäude zur Kirchenstraße hin orientiert und damit frei zwischen die mit dem Alten Rathaus verbundene Untere Pfarrkirche St. Sebastian und die Trinitatiskirche gestellt.

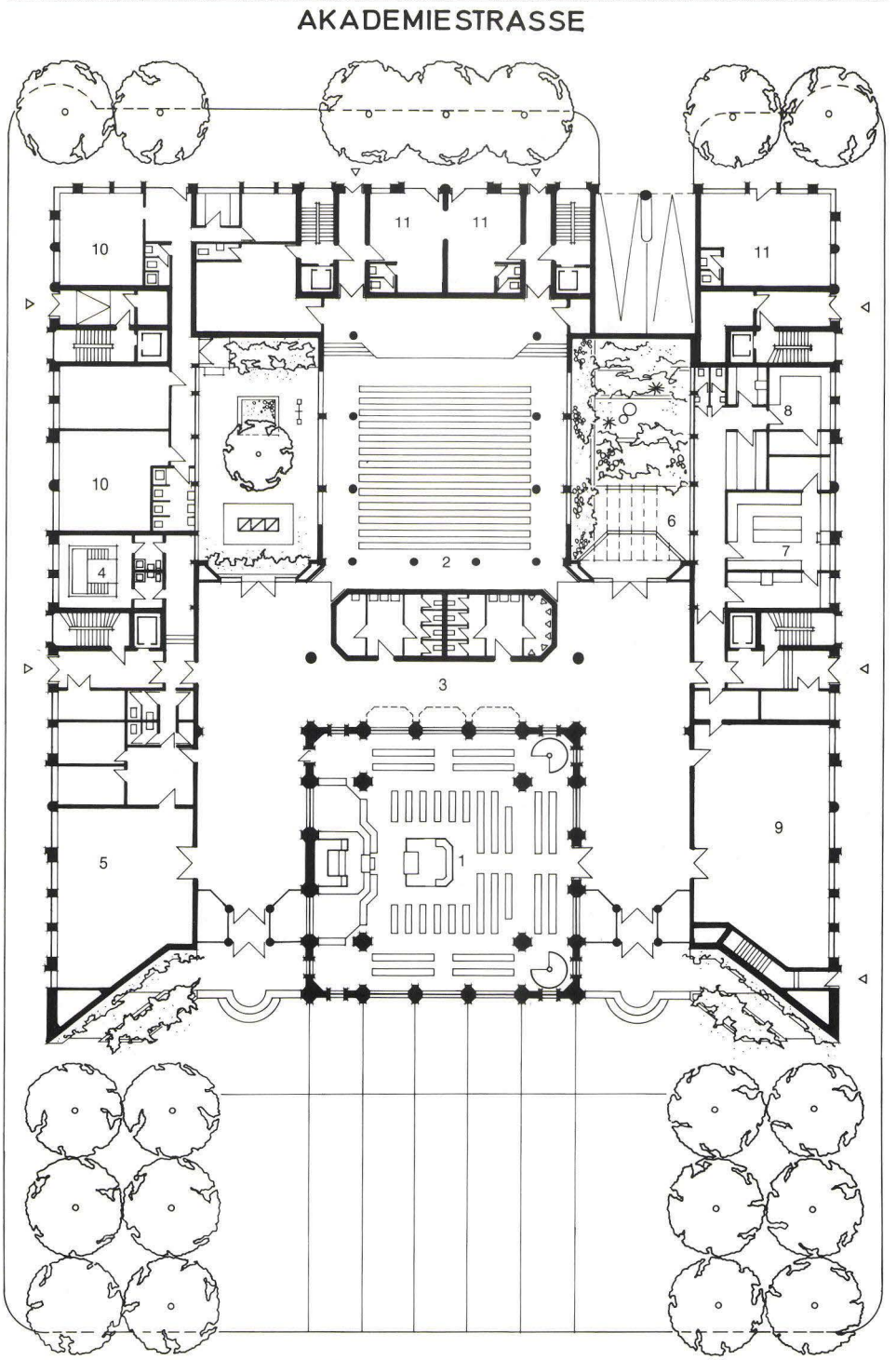
Der Synagogenplatz soll als freier Platz spürbar werden. Um ihm mehr Intimität und Maßstäblichkeit zu verleihen, wird er beidseitig in Fortsetzung der Schräggiebel von dreireihigen Baumgruppen gerahmt.

Gemeindezentrum

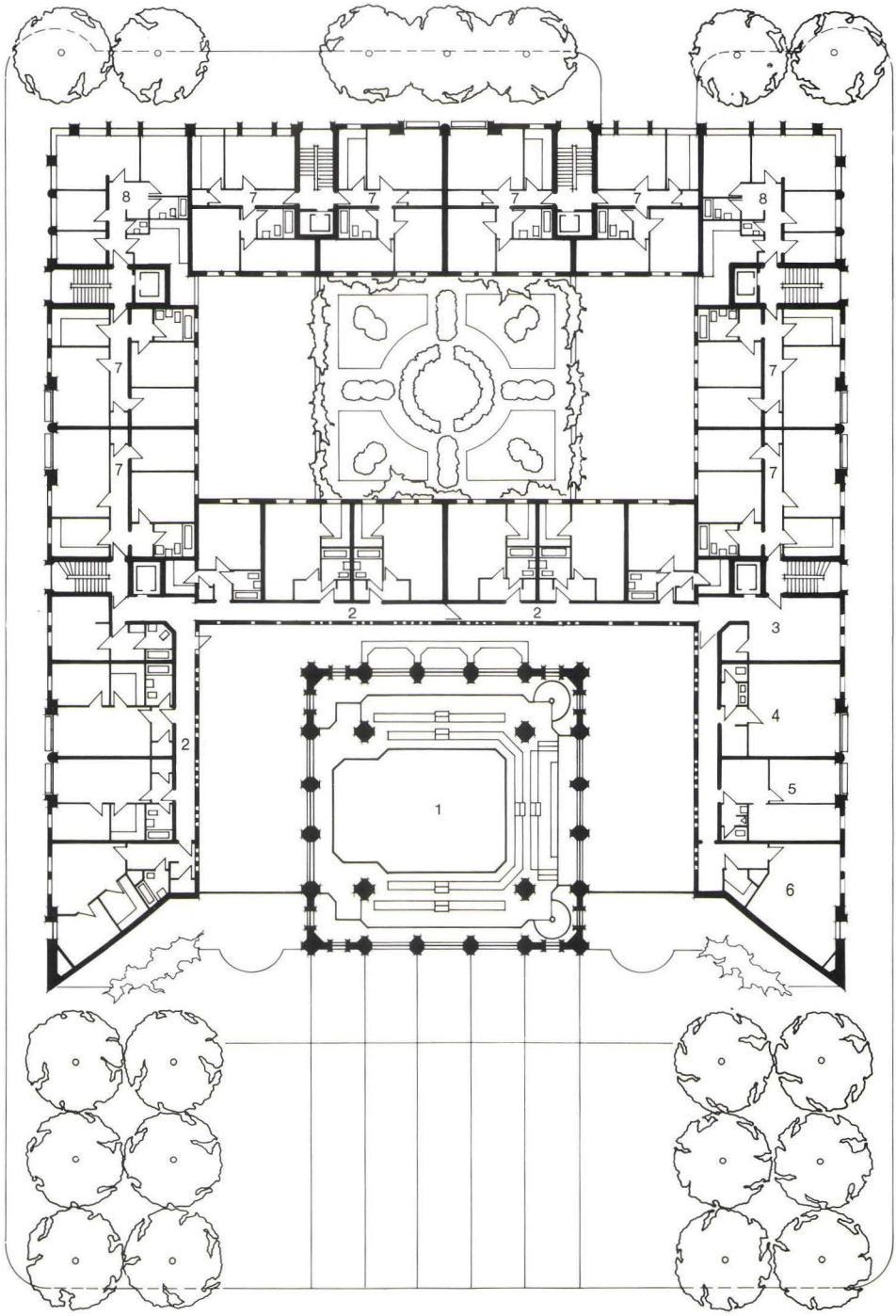
Durch Rundbogenportale betritt der Besucher, vom Synagogenplatz kommend, das Foyer des Gemeindezentrums, das die Synagoge an drei Seiten umschließt und die Verbindung zwischen Synagoge, Festsaal und den übrigen Einrichtungen des Gemeindezentrums bildet. Die Aufmerksamkeit wird auf eine Gedenktafel für die Opfer der Verfolgung des jüdischen Volkes gelenkt, die eingerahmt ist von Steinen der zerstörten alten Hauptsynagoge.

Der zentral liegende Gemeindesaal, als Mehrzwecksaal konzipiert, bietet 360 Personen Platz und kann für die verschiedensten Aktivitäten genutzt werden. In unmittelbarer Nachbarschaft zum Saal ist der Küchentrakt angelegt, der jüdischen Speisevorschriften entsprechend aus zwei streng getrennten Teilen, der *fleischigen* und der *milchigen* Küche, besteht. Von hier aus wird

Legende zum gegenüberliegenden Bauplan – Erdgeschoß: 1. Synagoge; 2. Festsaal; 3. Foyer; 4. Mikwe; 5. Gymnastikraum; 6. Sukka; 7. fleischige Küche; 8. milchige Küche; 9. Clubraum; 10. Kindergarten; 11. Läden.


AKADEMIESTRASSE
10
11
11
11
10
8
6
7
4
2
3
5
1
9

AKADEMIESTRASSE



auch der benachbarte abteilbare Jugend- und Clubraum versorgt.

An der Ostseite des Foyers befindet sich eine geräumige Gymnastikhalle. Der Synagoge zugeordnet sind die Bereiche für Rabbiner und Kantor.

Räumlich getrennt, mit einem eigenen Zugang versehen, liegt die *Mikwe.* Zwei Bekken mit den vorgeschriebenen Abmessungen, getrennt für Frauen und Männer, werden von einer in der Mitte angeordneten Zisterne gespeist. Dazu gehören Dusch- und Umkleideräume.

Im Innenhof, von einer Pergola überdeckt, liegt die *Sukka,* wo jedes Jahr im Herbst das Laubhüttenfest gefeiert wird.

Im 1. Obergeschoß vervollständigen eine Altenbegegnungsstätte, die Verwaltung, ein Schulraum sowie die Bibliothek das Raumprogramm des Gemeindezentrums. Darüber umschließen 47 Altenwohnungen und 7 Studentenapartments U-förmig die Synagoge.

An das Gemeindezentrum angeschlossen wurden im Erdgeschoß ein Kindergarten sowie drei Ladengeschäfte, in den vier darüber liegenden Stockwerken entstanden an eigenen Treppenhäusern 40 Wohnungen, die von jüdischen und christlichen Familien bewohnt werden sollen.

Legende zum gegenüberliegenden Bauplan – Obergeschoß:
1. Synagogenempore; 2. Altenwohnungen; 3. Altentreff; 4. Schulraum; 5. Gemeindebüro; 6. Bibliothek und Sitzungszimmer; 7. Drei-Zimmer-Wohnung; 8. Vier-Zimmer-Wohnung.

Die Synagoge

Vier weitgehend gläserne Außenwände und eine zentrale Kuppel bestimmen den Raum. Bei unseren ersten Entwurfsstudien hatten wir uns noch an die jüdische Bautradition in Deutschland angelehnt und einen gerichteten Raum mit dreischiffiger Überdachung skizziert. Doch bald stellten sich Zweifel ein. Mit den jüdischen Gemeindemitgliedern richteten sich auch unsere Augen nach Jerusalem. Zentrale Kuppelbauten bestimmten hier schon vor 2000 Jahren das Stadtbild. Wollte sich die Jüdische Gemeinde in Mannheim frei und selbstbewußt zu ihrer Herkunft bekennen – das war Thema der Diskussion zwischen Bauherr und Architekt.

So wurde ein Quadrat als Grundrißform gewählt, in dessen Zentrum der Almemor steht, der erhöhte Platz, an dem bei Gottesdiensten aus der Tora gelesen wird. Auf vier kräftigen Säulen ruht eine flachgeneigte Kuppel, die den Raum überspannt. Licht dringt durch eine gläserne Laterne aus dem Scheitel der Kuppel. Es wird gefiltert durch eine waagerechte Bleiverglasung aus opalen weißen und blauen Gläsern. Sie zeigt den *Magen David,* das durch zwei Dreiecke gebildete Symbol, als Sinnbild der Durchdringung der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Die Kuppelsegmente wurden mit einer blaugrundigen Wolltapisserie belegt, die von Peter und Paul Stasek, Mannheim, gestaltet und ausgeführt wurde. Sie symbolisiert in leuchtenden Farben den Himmel von Jerusalem.

Eine durch Balken gegliederte Decke umschließt die Kuppel. Hauptstützen, Decke und Empore sind in einem tiefen Blau gehalten, verbinden sich mit den Farben der Kuppel und stehen so in deutlichem Kontrast zu dem granitroten Betonwerkstein des



Der Innenraum der Synagoge (Modell).

Bodens und der aufgelösten Wände, so daß deren umlaufende Fenster voll zur Wirkung kommen.

Die hohen Rundbogenfenster sind in die durch Lisenen gegliederten Wandflächen eingelassen. Karl-Heinz Traut, Taunusstein, hat sie gestaltet. Durch ihre opalen Scheiben vermitteln die bleiverglasten Fenster Geschlossenheit und sakrale Ruhe. Sie passen sich mit ihrem sparsam eingesetzten Blau harmonisch der Architektur und Farbgebung des Raumes an. Am Abend wird der Raum von einem Kronleuchter aus glänzendem Metall festlich erhellt.

An der nach Jerusalem gerichteten Seite der Synagoge steht der Toraschrein, wie der Almemor aus grauem Vogelaugenahorn. Er ist geschmückt mit einem von Frank Meisler, Tel Aviv, gestalteten Relief, das die Mauern, Tore und Hügel von Jerusalem, gekrönt vom Tempel des Herodes, zeigt. Für die Türen schuf der Künstler in hebräischer Schrift gegossene und ebenso wie das Relief mit Silber und Gold belegte Gesetzestafeln. Das Ewige Licht, ebenfalls von Frank Meisler geschaffen, symbolisiert das Wort *Und sie sollen mir machen ein Heiligtum, daß ich wohne in ihrer Mitte* (2. Mose 25,8).

Die Empore, als zweite Ebene im Raum, ist traditionsgemäß der Platz der Frauen. Die Sitzplätze der Empore sind gestaffelt und umfassen den Raum an drei Seiten.

Das gleiche Material, das für die Innenwände Verwendung fand, bildet auch die Verkleidung der Außenwände: Betonwerkstein mit einer roten Granitoberfläche. Damit hebt sich die Synagoge nicht nur durch ihre Freistellung, sondern auch durch das gewählte Oberflächenmaterial von der Wohnbebauung ab.

Schon vor der Eröffnung höre ich von den sich interessiert zur Baustelle drängenden Gemeindemitgliedern übereinstimmend die Meinung, daß dieses Bauwerk nach ihrer Ansicht in überzeugender Form gelungen sei. Wenn dies am Tage der Einweihung und viele Jahrzehnte danach für die dann folgenden Besucher ebenfalls noch gilt, wäre dies für meine Mitarbeiter und mich Bestätigung und Lohn aller Mühen.

Angaben zum Bauwerk

Bauherr: Jüdische Gemeinde Mannheim und Oberrat der Israeliten Badens
Baubetreuer: Mannheimer Gesellschaft für Wohnungs- und Städtebau mbH (MWS)
D 7, 1-4, 6800 Mannheim 1
Architekt: Karl Schmucker + Partner Planungsgesellschaft mbH
P 3, 14 (Planken), 6800 Mannheim 1
Baubeginn: 2. Mai 1985
Richtfest: 17. Oktober 1986
Einweihung: 13. September 1987
Überbaute Fläche: 3005 m^2
Bruttogrundrißfläche: 18415 m^2
Wohn- und Nutzflächen: 13435 m^2
Umbauter Raum: 61345 m^3

Frank Meisler

MEINE WERKE IM JÜDISCHEN GEMEINDEZENTRUM MANNHEIM

Der Toraschrein aus silbergrau lasiertem Vogelaugenahorn ist 4,50 m hoch. Über dem Schrein erinnern zwei Tafeln aus Jerusalem-Stein an die während der Zeit des Nationalsozialismus zerstörte Synagoge. Auf einem Bogen über dem Schrein steht in goldenen Buchstaben als Leitmotiv des Entwurfs der Satz aus Jesaia 2, 3 ... *von Zion wird ausgehen die Lehre, und das Wort des Ewigen von Jerusalem.* Im Halbkreis darunter zeigt ein Relief die Mauern, Tore und Hügel von Jerusalem, gekrönt vom Tempel des Herodes. Die beiden Gesetzestafeln sind aus Peutronmetall, Bronze, beschichtet mit Gold und Silber. Sie sind auf die Schiebetüren montiert, darüber deuten zwei mit Granatäpfeln geschmückte Hände den Kohanim-Segen.

Das Ewige Licht, entworfen in einer dem Toraschrein ähnlichen Form, erhellt einen Satz aus dem 2. Buch Mose 25, 8: *Und sie sollen mir machen ein Heiligtum, daß ich wohne in ihrer Mitte.* Auf der Spitze des Lichtes sitzt eine mit Gold und Silber beschlagene Metallkrone.

Eine den Opfern des Holocaust geweihte Gedenktafel aus Peutronmetall (Größe 95 x 50 cm) steht in Verbindung mit Steinen, die aus der zerstörten Synagoge gerettet wurden, und bildet eine Gedenkwand zum Wort des Propheten Jeremia (8, 23) ... *daß ich beweinen könnte Tag und Nacht die Erschlagenen der Tochter meines Volkes.*

Über den Künstler:
Frank Meisler wurde in Danzig geboren. Seine Schulausbildung erhielt er in England und absolvierte das Architekturstudium an der Universität Manchester.

Seine Skulpturen wurden schon in Einzelausstellungen in New York, Washington, London, Caracas, Brüssel, Miami und Houston gezeigt, und sie sind in Dauerausstellungen in seinen eigenen Galerien in Jaffa, Tel Aviv, Jerusalem und London zu sehen. Präsidenten und Premierminister von Israel haben ihn oft beauftragt, Werke als Geschenke für Staatsbesuche in Washington sowie anderen Hauptstädten anzufertigen.

Eines seiner Hauptwerke, der *Jerusalem Brunnen,* steht im Foyer des König-Salomo-Hotels und ist zu einem Markstein für dessen Gäste sowie die Besucher Jerusalems geworden. Zur Zeit fertigt Frank Meisler eine große Plastik für die City University of New York an.

Seine Arbeiten werden mit der Technik der *verlorenen Form* in Sand gegossen. Jedes Werk wird einzeln gegossen, geglättet, poliert, vergoldet und versilbert und dann mit der Hand zur vollendeten Plastik zusammengesetzt.

Auf unsere verschiedenen Aufrufe und unsere sonstigen Bemühungen hin haben die folgenden Personen die Arbeit an dieser Festschrift durch Bildmaterial, Quellen oder Informationen gefördert. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Aberle, Ernst; Adler, Anna; Angst, Inge; Appel, Rudy; Ariav, Esther; Arnscheidt, Grit;

Baer, Ilse; Baer-Kambert, Isabel; Baker, Trude; Bauer, Erna K.; Baum, Doris; Baum, Robert; Baum, Rolf; Beer, Ruth; Berg, Marie; Bigler, Kurt; Billigheimer, Gertrud; Birnbaum, Leopold; Borger, Paula; Brecht, Irma;

Cahn, Kurt; Cahen, Max; Cohen, Clare; Cohen, Daniel J.; Covier;

Dellheim, Arthur F.;

Eberstadt, Christoph; Eble, Paul-Otto; Eder, Ruth; Eisenmann, Ruth; Elter, Isidor; Elter, Simon; Engel, Georg D.; Enthofen, Paul; Eppstein, Walter; Eppstein, Yehuda; Erlich, Manfred;

Finch, Ruth; Fischel, Albert; Fischel, Kurt; Fisher, E.; Fleischner, Anneliese de; Florsheim, Edith; Fraenkel, Max; Frank, Milli; Frank, Werner; Freeman, Eugene; Freudenthal, Ernest G.; Friedhoff, Greta; Friedländer, Charles Jackson; Friedmann, Cilla; Friedmann, Victor; Froehlich, Harry W.;

Gezow, Amira; Giveon, Emanuel; Goetter, Richard; Golan, Abraham; Goldstein, Zwi; Grünewald, Max; Grünwald, Lotte; Guggenheimer, Julius;

Haas, Gad; Hamburger, José; Haug, Udo; Haushofer, Heinz; Hirsch, Erwin; Hirsch, Kurt; Hirschhorn, Simon; Hoffmann, Mosche; Hoffmann, Sigmund; Hohenemser, Kurt; Homering, Liselotte;

Jablon, Gerald; Jatuw, Chaim; Just-Dahlmann, Barbara;

Kahn, Edith T.; Kahn, Klara; Kahn, Robert B.; Kalberman, Frieda; Kalter, Arthur; Kampf, Josef; Karlsruher, Gerhard; Katz, Ruth; Katzenstein, Trude; Kaufmann, Ernest; Kaufmann, Max; Keller, Tigran; Kesten, Sally; Kirchheimer, Arnold; Kirchheimer, Irene B.; Kohl-Shapiro, Ruth; Kukatzki, Bernhard;

Lamkowski, Roland; Landmann, Otto; Landsberger, Ruth; Lassmann-Rosin, Miriam; Laufer, Josef; Lenel, Edith; Lenel, Fritz Viktor; Lenel, Heinz Walter; Levi, Lora H.; Leyser, Michael H.; Liebhold, Franz; Lindauer, Kaete; Lussheimer, Heinz; Lustmann, B.;

Maas, Gershon; Mamlok, Rifka; Mansbach, F. S.; Marx, Peter; Marx, Stephen H.; Marx, William; Mathieu, G. Bording; Matzner,

Bernhard; Matzner, Josef; Mayer, Adrian; Mayer, Elsa; Heinz S.; v. Mettenheim, Amalie; Metzger, Ernst; Metzger, Luise; Moos-Liebmann, Lisa (Lee); Morgenthau, Henry;

Nathan, John; Nathan, Kilian; Neter, Fred; Neter, Robert; Neubauer, Otto F.; Neuberger, Hans; Newman, Morris L.;

Oppenheimer, Friedrich; Oppenheimer, Gerd; Oppenheimer, Hans; Oppenheimer, Michel; Ormond, Ilse;

Perla, Greta; Perlstein-Herzberg, Doris; Polak, Henni; Pringle, Anni;

Rappaport, Erna; Rath, Kurt; Rath, Paul; Raviv, Menachem; Reiner, Charles; Rennert, Ruth; Retwitzer, Heinz Jacob; Richheimer, Helmut; Rieder, Zwi; Ritter, Heinrich; Rogers, Harold (Rosenberger, Hans); Rosen-Perry, Ruth; Rosenberger, Ernest E.; Rosenblatt, Max; Rosenfeld, Gérald; Rosenfeld, Hannelore; Ross, Ruth; Rossbach-Emden, Paul; Rossmann, Ilse; Rossmann, Karl J.;

Salomon, Felix; Salomon, Hans; Salomon, Walter; Schade, Ria; Schiller, Friedrich; Schiller, Lieselotte; Schuler, Erich; Schwarzkachel, Gusta; Seeliger, Arno; Selinko, Lotte; Shepard, Peter; Sichel, Elizabeth; Sichel, Ernst; Skolnik, Ruth Eder; Soicher, Liese; Solberg, Miriam; Spiegel, Renate; Stahl, Josef; Stahl, Richard W.; Steiner, Hansi; Stern, Mathilde; Stern, Renée; Sternheimer, Harry; Stimm, Albert; Strauss, Alfred; Strauss, Erich; Strauss, Ilse; Strauss, Kurt; Ströhlein, Ernst;

Thinius, Trude; Tixier, Claude;

Unna, Suse;

Wailersbacher, Otto; Wallach, Lore; Wecken, Kurt; Weiß, Heinz; Weiss, J. Vered; Weiss, Lenore; Wertheimer, Frederick; Westheimer, Gertrude; Wielandt, Friedrich; Wittner, Lore; Wolfensberger, Wolf; Wolff, Christian;

Zatzkis, Herbert; Zernik, Charlotte E.; Zipori-Vogelhut, Zwi; Zweig, Rose.

Hinweise auf weitere Veröffentlichungen enthalten die hier genannten Titel.

ALTMANN, S[ALOMON] P[AUL]: Die Kreisfürsorge in Mannheim. Mannheim / Berlin / Leipzig 1916

BAROGGIO, JAKOB: Die Geschichte Mannheims von dessen Entstehen bis 1861. Mannheim 1861

CHRONIK DER ÄRZTE MANNHEIMS. 350 Jahre Medizin in der Stadt der Quadrate. O. Herbert Gawliczek, Walter E. Senk, Hansotto Hatzig. Hg. von der Bezirksärztekammer Nordbaden. Mannheim 1978

FEDER, HEINRICH VON: Geschichte der Stadt Mannheim. 2 Bde. Mannheim 1877

FLIEDNER, HANS-JOACHIM: Die Judenverfolgung in Mannheim 1933–1945. Bd. 1: Darstellung. Bd. 2: Dokumente (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim 1 und 2). Stuttgart / Berlin / Köln / Mainz 1971

FRIEDMANN, HELMUT: Alt-Mannheim im Wandel seiner Physiognomie, Struktur und Funktionen (1606–1965) (Forschungen zur deutschen Landeskunde 168). Bad Godesberg 1968

GOLDBERG, JAKOB: Die wirtschaftlichen Leistungen der Jüdischen Gemeinde Mannheim. Diss. Heidelberg 1920

HAMMER - SCHENK, HAROLD: Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933). 2. Bde. Hamburg 1981

HIRSCH, PAUL R.: Drei kurpfälzische Hoffaktoren. Aus den Erinnerungen von Julius Lehmann Mayer. In: Mannheimer Geschichtsblätter, 1922, Nr. 1, Sp. 7–13 u. Nr. 2, Sp. 35–42

DIE JÜDISCHEN GEFALLENEN des deutschen Heeres der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918. Hg. vom Reichsverband Jüdischer Frontkämpfer. ND d. Ausg. von 1932. Moers 1979

LEWIN, ADOLF: Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs 1738–1909. Karlsruhe 1909

LÖWENSTEIN, LEOPOLD: Geschichte der Juden in der Kurpfalz (Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland 1). Frankfurt a.M. 1895

RIEGER, J. G.: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Mannheim und seiner Umgebung. Mannheim 1824

ROSENTHAL, BERTHOLD: Heimatgeschichte der badischen Juden seit ihrem geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart. Bühl (Baden) 1927. ND Magstadt bei Stuttgart 1981

–: Geschichte der Mannheimer Synagogen. In: Israelitisches Gemeindeblatt, 1930, Nr. 6, S. 8–12

–: Das Testament des Löb Dinkelspiel vom Jahre 1787. In: Mannheimer Geschichtsblätter, 1930, Nr. 10, Sp. 207–213

SIMON, CARL: Stammbaum der Familie Dinkelspiel in Mannheim. In: Israelitisches Gemeindeblatt, 1927, Nr. 12, S. 6–8 und 1928, Nr. 1, S. 5–7

SIMON, OTTO: Die jüdischen Friedhöfe in Mannheim. In: Die Friedhöfe in Mannheim. Mannheim 1927

UNNA, ISAK: Die Lemle-Moses-Klaus-Stiftung in Mannheim. 2 Bde. Frankfurt a.M. 1908/09

VERWALTUNGSBERICHT der Hauptstadt Mannheim für die Jahre 1892–1894. 2 Bde. Mannheim [1896]

WATZINGER, KARL OTTO: Geschichte der Juden in Mannheim 1650–1945. Mit 52 Biographien. 2. Aufl. Stuttgart / Berlin / Köln / Mainz 1987

Badisches Landesmuseum, Karlsruhe, Bildarchiv: 24.

Herbert Bishko, Tel Aviv: Umschlag Titel.

Hauptstaatsarchiv, Stuttgart: 85 r.

Robert Häusser, Mannheim: Umschlag Rückseite, 87, 112.

Jewish Museum, London: 27 l.

Jewish Museum, New York: 62.

Jüdische Gemeinde, Mannheim: 89, 92, 95, 97, 102.

Reiß-Museum, Mannheim: 27 r., 44, 45.

Karl Schmucker + Partner, Mannheim: 108, 109, 110.

Städtische Kunsthalle, Mannheim: 75.

Karl-Heinz Traut, Taunusstein: Umschlagklappe vorn.

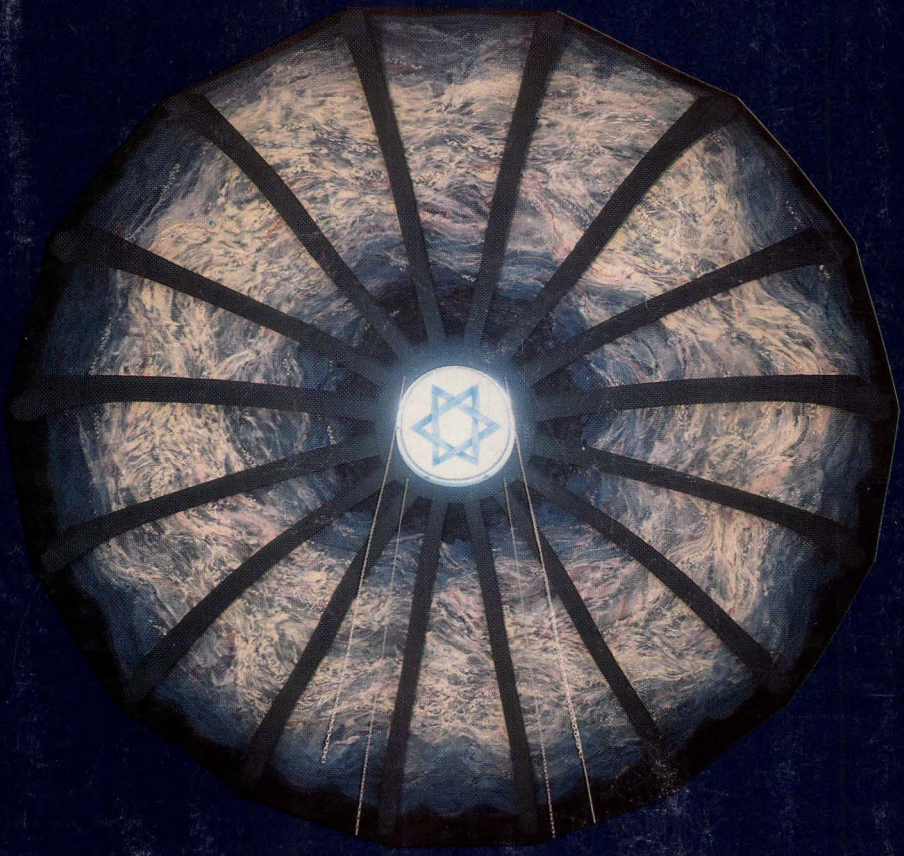
Privat: 23, 26, 28, 30, 31, 35, 37, 69,71, 82, 84, 85 l., 86, 93, 94, 100.

Alle übrigen Fotos: Stadtarchiv Mannheim, Bildsammlung.

Schrift: Concorde schmal, Concorde Nova kursiv
Papier: Phoeno-matt holzfrei matt, spezialgestrichen Bilderdruck, 135 g/m^2

Lektorat: Michael Caroli, Karl Friedrich v. Brandt
Typographie und Gestaltung: Laufer & Zahs Werbegrafik
Satz und Montage: Typostudio Krill, Mannheim
Reproduktionen: Becker Repro, Karlsruhe
Druck: Druckhaus Schwaben, Heilbronn
Buchbindearbeiten: Theo Gansert, Weinheim

1. Auflage. Mit 65 Abbildungen
© 1987 Verlagsbüro v. Brandt, 6800 Mannheim 71





JÜDISCHES GEMEINDE ZENTRUM

MANNHEIM · F 3

JÜDISCHES GEMEINDEZENTRUM MANNHEIM F 3

FESTSCHRIFT ZUR EINWEIHUNG AM 13. SEPTEMBER 1987 19. ELLUL 5747

Herausgegeben
vom Oberrat der Israeliten Badens, Karlsruhe
von der Jüdischen Gemeinde Mannheim
und vom Stadtarchiv Mannheim

Verlagsbüro v. Brandt
Mannheim

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Jüdisches Gemeindezentrum Mannheim F 3 [drei]:

Festschr. zur Einweihung am 13. September 1987,
19. Ellul 5747
hrsg. vom Oberrat d. Israeliten Badens . . .
– Mannheim: v. Brandt, 1987.
(Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim; Nr. 17)
ISBN 3-926260-01-7

NE: Badischer Oberrat der Israeliten;
Jüdische Gemeinde ‹Mannheim› ; Stadtarchiv ‹Mannheim› :
Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs . . .